

7/8

JULI/AUGUST

1962

WERKZEITSCHRIFT
DER RUHRSTAHL
AG - NUR FÜR DIE
BETRIEBSANGE-
HÖRIGEN - L 5991 E

RUHRSTAHL





Randbemerkung

Über dem Abgrund . . .

Der Mensch gewöhnt sich an vieles. Wer hätte wohl dem Montagearbeiter auf unserem Foto an der Wiege gesungen, daß er eines Tages behenden Schrittes auf einem schmalen Träger entlang laufen würde, links und rechts unter sich den schwindelerregenden Abgrund? Viele Betrachter dieses Bildes werden wohl unseren Arbeiter ob seiner Schwindelfreiheit und damit Sicherheit bewundern. Doch, warum Bewunderung? Sind wir nicht alle im Grunde wahre Balancekünstler? Balancieren wir nicht mit gleich sicherem Schritt über die Abgründe weltpolitischer Unsicherheit, ja, ständiger Kriegsgefahr? Der Mensch gewöhnt sich tatsächlich an vieles: Unser Balancekünstler hat im Laufe der Zeit die Abgründe unter sich längst vergessen und achtet nur auf den Träger, seinen schmalen Pfad; im Prinzip geht es uns nicht anders.

Foto: Ahlborn

Urlaubssaison

Der klimatische Wechsel der Jahreszeiten und das Fortschreiten der Monate im Jahreskalender haben offenbar nicht mehr allzuviel miteinander gemein. Der Winter war ungewöhnlich mild, der Frühling hatte eher Herbstcharakter und Sommerwetter kam – ziemlich unvermittelt – erst zu einem Zeitpunkt, als man es schon fast nicht mehr erwartete. So resigniert sind wir bereits in puncto Wetter. „Wechselhaft trüb mit gelegentlichen Aufheiterungen.“ So etwa lauten stets die Prognosen der „Weiterfrösche“. Unbestimmte Witterung aber, das haben die Mediziner längst herausgefunden – und Psychologen bestätigen es –, drückt den Menschen nachgerade aufs Gemüt. Viele werden davon nervös, gereizt. Auch die Lust an der Arbeit leidet. Gerade, daß das Bier noch schmeckt . . . Aber es ist ja nicht nur das Wetter, was uns in diesen Sommerwochen des Jahres 1962 Kummer machte: Die deutsche Fußballnationalmannschaft ist in Chile nicht einmal in die Vorschlußrunde gelangt; die Lebensmittelpreise – besonders Obst und Gemüse – stiegen wie noch nie; die politische Lage – innen- und außenpolitisch – bleibt ärgerlicher Gesprächsstoff an Stammtischen und in den Betrieben; ein gewisses Unbehagen spürt fast jeder.

*

Mitte Juni war der Sommer da. Über Nacht kletterten die Temperaturen von etwa 10–15° C auf 25–30° C. Besonders die Mitarbeiter in den Heibetrieben gingen bei diesem abrupten Temperaturumschwung fast in die Knie. Alles was trinkbar ist – Cola oder Tee, Milch oder Mineralwasser – wurde in Mengen konsumiert. Der Schweiß lief in Strömen, nicht in allen Betrieben funktionierte die Lüftung wie sie sollte. „Und bei uns geht's rund“, klagte ein Meister im Stahlwerk, „im Augenblick sind die Anforderungen so hoch wie damals, als es um den ‚Endsieg‘ ging.“ Die Öfen machen das auf

die Dauer nicht mit, und mancher Mitarbeiter machte schlapp. Die zunächst noch ungewohnte Hitze, das Tempo . . . „Wenn wir die vorliegenden Aufträge termingerecht abwickeln, haben wir die Chance, Anschlußaufträge zu erhalten“, heißt es in der Betriebsleitung und im Verkauf. Und Anschlußaufträge sind heute ungeheuer wichtig. Was wir nicht schaffen, schafft gewiß die Konkurrenz! Ein solches Hochtrimmen des Produktionstempos ist jedoch im allgemeinen zeitlich begrenzt, so daß man sich auch mal ein paar Wochen ins Zeug legen kann. Denken wir gelegentlich mal zurück an die Krisenmonate 1958, als Kurzarbeit manche Schicht zur „Gammel-Schicht“ machte . . . „Na ja, wenn nur die Hitze nicht wäre“, gibt der eine oder andere zu. Aber keine Sorge: der letzte wirklich heiße Sommer liegt schon Jahre zurück. Warum also soll er gerade diesmal kommen? Die zweite Hälfte Juni und die erste Hälfte Juli gaben unserer Skepsis recht.

*

Um so heißer wurde dafür über die neue Arbeitszeit- und Pausenregelung in den Betrieben der Hütte diskutiert – und verschiedentlich sogar demonstriert. Indes, Vorstand, Werksleitung und Betriebsrat fanden in längeren Diskussionen einen Nenner, der soweit als möglich allen gerecht wird. Die neue Regelung trat am 2. Juli in Kraft. Ein weiteres strittiges Arbeitszeitproblem wartet noch auf eine Lösung: die Stahlwerker der Hütte diskutierten auf ihrer Belegschaftsversammlung am 29. Juni die Konsequenzen der „Stahlnovelle“: In den seit Monaten andauernden Diskussionen zwischen Vorstand, Werksleitung und Betriebsrat konnte unter Berücksichtigung von 42 Wochenstunden und 26 arbeitsfreien Sonntagen bisher noch kein Schichtplan entwickelt werden, der – ohne unbillige Härten für die Stahlwerker zu enthalten – eine Aufrechterhaltung der gegenwärtigen Stahlproduktion gewährleisten würde. Alle Beteiligten sind jedoch an einer vernünftigen Durchführung der ministeriell verfügbaren „Stahlnovelle“ interessiert. Interessengegensätze zwischen Vorstand und Werksleitung

einerseits und Betriebsrat und Mitarbeitern andererseits gibt es in dieser Sache nicht. Die Diskussion über die gemeinsame Lösung des Problems geht deshalb weiter. Wie schwierig die Lösung des Problems ist, das ja sämtliche Hüttenwerke betrifft, läßt sich am besten daran ermaßen, daß auch die Wirtschaftsvereinigung Eisen und Stahl, die Gewerbeaufsichtsämter ebenso wie der Arbeitgeberverband und die Gewerkschaft den Komplex „Stahlnovelle“ bislang ohne befriedigendes Ergebnis diskutiert haben.

*

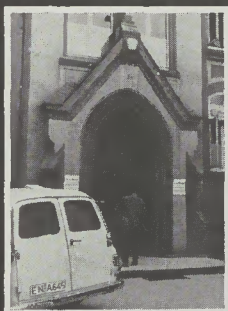
Glücklich sind natürlich jene Mitarbeiter, die in diesen Wochen Urlaub machen. Ob sie ins Ausland reisen oder in der engeren oder weiteren Heimat ausspannen, sie sind für ein paar Wochen aus dem täglichen Getriebe heraus. Sie kümmern sich nicht der Schichtplan oder irgendein Vorgesetzter; die Arbeit ist ihnen für die Urlaubszeit schnuppe, und alles, was damit zusammenhängt.

Die schönste Zeit im Jahr ist gewiß die Urlaubszeit, zumal wenn sie in den Sommer fällt. Und wer Kinder im schulpflichtigen Alter hat, wird seinen Urlaub möglichst in den Juli oder August legen. Daß das nicht jeder kann, ist für den einzelnen oft Anlaß zum Ärger. Aber wollten alle unsere Mitarbeiter mit Schulkindern im Sommer auf Urlaub gehen, dann könnten wir unsere Werke praktisch für sechs bis acht Wochen schließen. Und daß das nicht möglich ist, wird jeder einsehen. Zwar macht eine Reihe großer Unternehmen geschlossen zwei oder drei Wochen Betriebsferien im Sommer – etwa Automobilwerke –, aber dort läßt sich eine Schließung der Betriebe mit den Produktionsgegebenheiten vereinbaren. Unsere Öfen aber dürfen nicht ausgehen . . . Unsere Aufträge wickeln sich nach einem anderen Rhythmus ab als die der Konsumgüterindustrie, die ja auf Vorrat produzieren kann. Wir aber produzieren nach genau spezifizierten Kundenwünschen und nach festen Terminen, die möglichst eingehalten werden müssen. Da hilft alles nichts . . .

Heiko Philipp

Inhalt

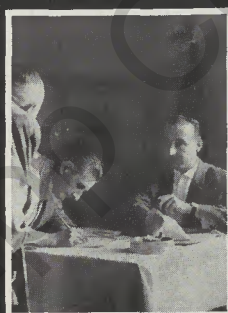
Seite 2	Redaktionskommentar: Urlaubssaison
Seite 3	Thema: Aktion Gemeinsinn
Seite 4/5	Ruhrstahl-Hauptversammlung
Seite 6/7	Rheinstahl-Hauptversammlung
Seite 8-14	Ev. Krankenhaus Hattingen: Dienst im Zeichen Äskulaps
Seite 15	Halbzeit im Stahljahr 1962
Seite 16/17	Europa — eine Großmacht entsteht
Seite 18	Feuilleton: Urlaub per Autobus
Seite 19-21	Brackwede: Aktion „Berliner Ferienkinder“
Seite 22/23	Ruhrfestspiele: Schauspiel — Kunst — Diskussion
Seite 24-27	Ruhrstahler machen Urlaub in Wolfach und Oberstdorf
Seite 28/29	Unfallschutz: Arbeitssicherheit — ein gesellschaftliches Problem Werksarzt: Mensch und Betriebsunfall
Beilage zu diesem Heft: Ruhrstahl-Personalnachrichten	



Die Ev. Kirchengemeinde Hattingen plant den Neubau ihres Krankenhauses, das — vor 62 Jahren erbaut — heute als baulich veraltet gilt. Als Unfallkrankenhaus der Henrichshütte hat das Ev. Krankenhaus eine große Bedeutung für unsere Hüttenmitarbeiter, denen wir deshalb auf den Seiten 8/14 über die Arbeit des Krankenhauses und über das Neubauprojekt berichten.



Unsere Reportage über den Besuch von 38 Berliner Ferienkinder auf Seite 19/21 ist unseren Brackweder Mitarbeitern gewidmet. Ihre Spende schuf die finanzielle Grundlage, den Berliner „Großstadt-pflanzen“ 14 unbeschwerter Ferientage in der herrlichen Natur des Teutoburger Waldes zu ermöglichen. Abschiedstränen und Kartengrüße bewiesen den Erfolg der Aktion.



Seit Mitte April 1961 fahren alle 14 Tage 41 Ruhrstahler nach Wolfach/Schwarzwald auf Ruhrstahl-Kosten zur Erholung; einen zwölfstägigen Urlaub in Oberstdorf/Allgäu verbringen seit Mitte Januar 1962 jeweils 38 Ruhrstahler. Für jene, die noch nicht an einer Ruhrstahl-Urlaubsfahrt teilgenommen haben, berichten wir über die beiden Urlaubsorte auf den Seiten 24/27.



Titelfoto

Ein interessantes Werkstück

Auf Schritt und Tritt begegnen uns in den Betrieben der Henrichshütte Werkstücke, die uns in augenfälliger Weise den engen Verbund zwischen der Hütteseite und der Verarbeitungsstufe des Werkes demonstrieren. Hier ein gutes Beispiel: Eine etwa 50 t schwere Nabe eines Kaplanlaufrades, bestimmt für ein großes Wasserkraftwerk. Im Stahlwerk wurde die hochwertige Stahlliegierung erschmolzen; in der Stahlgießerei wurde das Stück gegossen; in der BW 3 wurde die Nabe montagefertig bearbeitet.

Foto: Ahlborn

Thema: Aktion Gemeinsinn

In den vergangenen Monaten hat die in Bonn gestartete „Aktion Gemeinsinn“ eine nicht unbeträchtliche Publicity dadurch erhalten, daß auch Frauen prominenter Politiker sich an ihr beteiligen. Zweck dieser Aktion ist es, zu ehrenamtlicher Hilfe in Krankenhäusern, Kindergärten und anderen Wohlfahrtsinstitutionen aufzurufen. Dem Vernehmen nach soll der sehr lobenswerten Aktion bislang ein erfreulicher Erfolg beschieden sein.

Indes, was auf Bundesebene sozusagen im Rampenlicht der Öffentlichkeit im Sinne eines „Hilf deinem Nächsten“ geschieht, findet in vielerlei Variationen auch auf lokaler Ebene seine Entsprechung. Über ein besonders schönes Beispiel berichten wir in diesem Heft: die Aktion „Berliner Ferienkinder“ der Mitarbeiter der Presswerke Brackwede. Durch Spenden der Arbeiter und Angestellten dieses kleinsten Ruhrstahl-Werkes konnten im Juni 38 Westberliner Kinder 14 unbeschwerter Ferientage im Teutoburger Wald erleben! Ein schönes Beispiel hilfsbereiter Solidarität.

Immer wieder gibt es Gelegenheiten zu helfen, spontan und aus ganzem Herzen. Denken wir nur an die beiden großen Katastrophen in diesem Jahr, an das Grubenunglück im Saarland und an die Sturmflut in Hamburg. In beiden Fällen kamen Spendensummen in Höhe von vielen Millionen zusammen. Aus zahllosen Einzelspenden, die vom Pfennigbetrag bis zu sechststelligen Summen reichten, wurden Fonds gebildet, um den Katastrophenopfern nachhaltig helfen zu können. Wir können und dürfen uns in solchen Fällen nicht auf den Staat berufen und abseits stehen. Gerade bei solchen Anlässen beweist es sich, ob wir noch ein menschliches Verhältnis zu unseren in Not geratenen Mitbürgern besitzen.

Auch zahlreiche Werksbelegschaften haben aus eigener Initiative für die Hinterbliebenen der verunglückten Saarbergleute ebenso wie für die Hamburger Sturmflutopfer große und größte Beträge gesammelt. So spendeten die Annener Mitarbeiter 5012,98 DM, die Brackweder knapp 2000,— DM für die Hamburger Flutopfer. Wir glauben nicht, daß es allein genügt, wenn eine Unternehmensleitung einen Spendenscheck ausschreibt. So erfreulich das ist und für die Gesinnung dieser Unternehmensleitung spricht, und so sehr eine große Summe Notbedürftigen hilft, ein großer Unternehmenscheck ersetzt nicht die sich im kleinen bewährende Opferbereitschaft einer Vielzahl der Mitarbeiter gegenüber dem anonymen Nächsten. Überdies, die Spendenwilligkeit von Unternehmen und Institutionen schließt doch keineswegs die Spendeninitiative des einzelnen aus.

Denken wir nur an den Bau des neuen Ruhrfestspielhauses, dessen Bausumme in Höhe von rund 16 Mill. DM natürlich vor allem von Körperschaften des öffentlichen Rechts sowie von der Gewerkschaft und der Industrie aufgebracht wird. Aber rund 1,5 Mill. DM stammen aus Einzelspenden von Zehntausenden von Ruhrkumpels und Hüttenleuten, die bereit sind, für ihr Festspielhaus einen Obulus zu zahlen.

Umgekehrt aber: der Neubau des Ev. Krankenhauses in Hattingen, des einzigen Krankenhauses der Stadt, soll mit einem Aufwand von rund 14 Mill. DM neu gebaut werden. Die Finanzierung ist gesichert — bis auf einen Rest von 500 000 DM. Zwar weiß jeder Hattinger und Welperaner durch die Presse von dieser Finanzierungslücke. Leserzuschriften gab es genügend, aber gespendet hat offenbar niemand.

Es geht doch nicht darum, daß die halbe Million durch Spenden zusammenkommt. Es geht allein um die Solidarität der Bürger — unabhängig von der Konfession — mit jenen Institutionen, die zum Wohl aller tätig sind. Die ortsansässigen Firmen haben bereits seit Jahr und Tag das Krankenhaus subventioniert. Warum, so fragen wir, geht nicht auch einmal Initiative aus vom Bürger selbst? Das nämlich würden wir auch unter „Aktion Gemeinsinn“ verstehen.

Vorlage der Bilanz

**Ruhrstahl-
Hauptversammlung
auf der Schulenburg
am 15. Juni 1962**

**Vorstandsvorsitzer
forderte gleiche
Wettbewerbschancen
in der Montanunion
und äußerte Sorgen
über Verschlechterung
der Kosten- und
der Ertragslage**



Ruhrstahl-Hauptversammlung auf der Schulenburg: Aufsichtsrat, Vorstand, Aktionäre und Presse

Wie schon in den vergangenen Jahren, gestaltete sich auch die diesjährige ordentliche Hauptversammlung auf der Schulenburg bei Hattingen zu einer „Ruhrstahl-Familienfeier“, an der neben Vorstand und Aufsichtsrat der Vertreter unseres Großaktionärs, der Rheinischen Stahlwerke, und die kleine Zahl der freien Aktionäre unseres Unternehmens teilnahmen. Sachkundige Beobachter waren – wie stets – die Vertreter der Presse.

Aufsichtsratsvorsitzer Dir. Schmitz eröffnete um 11.30 Uhr die Hauptversammlung, die, wie üblich, ruhig verlief. Anwesend waren 65 Aktionäre oder Aktionärsvertreter, die 56 276 000 DM Ruhrstahlaktien – also 97,87 % des Aktienkapitals – repräsentierten. Der Jahresabschluß 1961 wurde der Hauptversammlung zur Kenntnis vorgelegt; die freien Aktionäre erhalten gemäß dem Organschaftsvertrag zwischen Ruhrstahl und unserer Muttergesellschaft, den Rheinischen Stahlwerken, eine Dividende in Höhe der Rhein Stahl-Dividende, die für das Geschäftsjahr 1961 14 % betrug.

Auf Antrag eines Aktionärsvertreters billigte die Hauptversammlung einstimmig die Entlastung von Vorstand und Aufsichtsrat für die Geschäftsführung des Unternehmens im Geschäftsjahr 1961.

Der Aktionärsvertreter Dr. Sander, Hildesheim, stellte dem Aufsichtsrat einige Fragen über das Unternehmen, die von Vorstandsvorsitzer Dr. Hecker bereitwillig beantwortet wurden. Hierbei war interessant zu erfahren, daß Ruhrstahl im laufenden Geschäftsjahr etwa 50–60 Mill. DM investieren wird. Ein beträchtlicher Teil dieser Summe wird für den Neubau des Preßwerks in Brackwede aufgewandt. Weiterhin wurden als Investitionsschwerpunkte der noch nicht abgeschlossene Ausbau der Bearbeitungsanstalten der Hütte sowie der Neubau der Werksverwaltung genannt. Erfreulich zu erfahren war auch, daß sich die möglichen Ruhrstahl-Verluste beim Konkurs der Borgward-Werke nur auf einen minimalen Betrag belaufen werden. Bekanntlich haben unsere

Werke enge Lieferbeziehungen zu diesem Automobilunternehmen unterhalten. An Stelle des Aufsichtsratsmitgliedes Dr.-Ing. E.H. Niedenthal, der sein Mandat niedergelegt hat, wurde Dr.-Ing. Hellmut Friederichs, persönlich haftender Gesellschafter der zum Rhein Stahl-Bereich gehörenden Bergischen Stahlindustrie, Remscheid, in den Ruhrstahl-Aufsichtsrat gewählt. Dr.-Ing. E. H. Niedenthal gehörte unserem Aufsichtsrat seit dem 12. Juni 1959 an. Mit einem herzlichen Dank für die während des Geschäftsjahres 1961 in den Betrieben und Büros der Ruhrstahl AG von den Mitarbeitern geleistete Arbeit schloß der Aufsichtsratsvorsitzer die diesjährige Hauptversammlung. Sie hatte eine knappe Stunde gedauert.

*

Es ist bereits zur Tradition geworden, daß der Vorsitzende des Ruhrstahl-Vorstandes auf der Hauptversammlung einen Bericht zur Lage gibt. Dr. Dr. Hecker sprach zuerst über die allgemeine Lage, wobei er sich zunächst mit den uns stets besonders interessierenden Walzwerkserzeugnissen beschäftigte. Er erwähnte in diesem Zusammenhang die allgemeine Konjunkturabschwächung für Stahlerzeugnisse im 2. Halbjahr 1961. Er sagte hierzu unter anderem:

„Die Nachfrageabschwächung zeigte sich vor allem auf dem Flachstahlsektor und war im wesentlichen auf die niedrigeren Bestellungen des Stahlbaus, Maschinenbaus, Schiffbaus, Fahrzeugbaus und der Stahlverformung zurückzuführen.

Der Rückgang des Walzstahlabsatzes im Inland konnte auch durch die höheren Aufträge aus dem Ausland, insbesondere aus dritten Ländern, nicht ausgeglichen werden. Die Erzeugung der Hüttenwerke wurde der rückläufigen Auftragsentwicklung nur zögernd angepaßt...“

Für den Sektor Werkstättenerzeugnisse mußte er feststellen, daß sich im vergangenen Jahr die Auftragsgänge gegenüber 1960 erheblich vermindert hätten.

Zum Thema Erlöse und Kosten machte er Bemerkungen, die auch unsere Mitarbeiter besonders interessieren dürften. Er sagte hierzu:

„Ich komme nun zur Erlös- und Kostensituation der westdeutschen Stahlindustrie, die als einer der wenigen Industriezweige ihre Listenpreise seit nahezu fünf Jahren auf unverändertem Stand gehalten, zum Teil sogar gesenkt hat. Sie ist durch das billige Importangebot einem Preisdruck ausgesetzt, dem sie in keiner Weise mit den Mitteln der Unternehmensführung begegnen kann. Wir sind gezwungen, in Preise einzutreten, die infolge steuerlicher Wettbewerbsverzerrungen zum Teil unter unseren Selbstkosten liegen... Die Steuernachteile, die der westdeutschen Stahlindustrie infolge der unterschiedlichen Steuergesetzgebung gegenüber Frankreich entstehen, können auf lange Sicht nur durch eine Harmonisierung der Steuersysteme behoben werden. Da eine solche Regelung jedoch der gegensätzlichen Interessenlage wegen höchstens nach jahrelangen zähen Verhandlungen erreichbar sein würde, bleibt als schnell durchführbare Lösung nur die Anhebung der Umsatzsteuergleichheit. Es ist zu bedauern, daß in den zurückliegenden Monaten die Bemühungen der Eisen- und Stahlindustrie bei der Bundesregierung um eine Erhöhung der Umsatzsteuergleichheit von 6 auf 9 % keinerlei Fortschritte erzielten, obwohl bei der überwiegenden Zahl der mit Wirtschaftsfragen vertrauten Abgeordneten des Bundestages diesen Forderungen der Stahlindustrie Verständnis entgegengebracht wird. Die Stahlindustrie fordert für sich keineswegs einen handelspolitischen Sonderschutz und keine Staatshilfe im Sinne von Subventionen. Sie fordert gleiche Startbedingungen innerhalb des Gemeinsamen Marktes und beruft sich darauf, daß bei Abschluß des Montanunionvertrages die Gleichheit im Wettbewerb geradezu zum Grundgesetz des Gemeinsamen Marktes erhoben worden ist.

Auch die Preise im Exportgeschäft mit dritten Ländern waren im vergangenen Jahr so niedrig, daß von den Werken des öfteren Aufträge nur im Interesse einer gleichmäßigen Beschäftigung und zur Erhaltung der Arbeitsplätze heringenommen wurden.

Im Anschluß hieran noch ein Wort zur Kostensituation. Besondere Sorgen bereitet den westdeutschen Hüttenwerken die beträchtliche Anhebung der Personalkosten. Die mit der Lohnerhöhung, der Arbeitszeitverkürzung und der Urlaubsverlängerung verbundenen Kostensteigerungen sind in den letzten Jahren in der Bundesrepublik wesentlich stärker gewesen als in anderen westlichen Ländern und liegen ebenfalls seit Jahren über dem Produktivitätszuwachs. Durch diese Kostensteigerungen wurde in ganz erheblichem Umfang unsere Wettbewerbsposition beeinträchtigt. Kostenerhöhungen lassen sich kaum noch über die Preise abwägen, so daß über den Produktivitätszuwachs hinausgehende Kostensteigerungen zu Lasten der Ertragskraft gehen. Das kann somit zu einer Beeinträchtigung der Investitionsfähigkeit der westdeutschen Hütten-

werke führen. Beides, die ungünstige Wettbewerbsposition wie auch das Nachlassen der Investitionstätigkeit, muß auf längere Sicht zu einem Beschäftigungsrückgang führen. Angesichts der schwächeren Auftragsentwicklung im Investitionsgüterbereich wäre eine solche Auswirkung besonders bedenklich. Der Investitionsrückgang würde darüber hinaus das Wachstum der westdeutschen Stahlindustrie verlangsamen und sie gegenüber den konkurrierenden Ländern Westeuropas ins Hintertreffen bringen. Auf Grund der günstigeren Abschreibungsmöglichkeiten in einigen anderen Ländern sind, gemessen an der Produktionsquote, die Investitionen der westdeutschen Stahlindustrie bereits zurückgefallen.

Ein weiteres Abfallen des Wachstums der westdeutschen Stahlproduktion kann auf die Dauer nur dann verhindert werden, wenn die steuerlichen Wettbewerbsverzerrungen beseitigt, ferner gleiche Abschreibungsmöglichkeiten geschaffen werden und wenn darüber hinaus eine maßvolle, den volkswirtschaftlichen Möglichkeiten angepaßte Lohnpolitik betrieben wird. Man muß hoffen, daß auch in Deutschland, wie es schon in mehreren anderen Ländern geschieht, die Tarifpartner sich in Sachverständigengesprächen zusammenfinden, in denen aus einer gemeinsamen Verantwortung heraus nüchtern und real die volkswirtschaftlich tragbaren Grenzen abgesteckt werden.“

Die Ausführungen unseres Vorstandsvorsitzers zur wirtschaftlichen Entwicklung der Ruhrstahl-Werke im Geschäftsjahr 1961 und im laufenden Geschäftsjahr decken sich mit unseren Ausführungen zum Geschäftsbericht 1961 in der WZ 6/62 (S. 4–7). Von Interesse für unsere Mitarbeiter ist aber gewiß die Beurteilung der konjunkturellen Entwicklung auf dem westdeutschen Stahlmarkt aus der Sicht unseres Vorstandsvorsitzers. Er gab in seinem Referat vor der Hauptversammlung folgenden Ausblick:

„Die weitere konjunkturelle Entwicklung auf dem westdeutschen Stahlmarkt wird vom Stahlverbrauch der Abnehmerindustrien sowie davon abhängen, in welchem Maße Verarbeiter und Händler den Abbau ihrer Lagerbestände fortsetzen. Angesichts der rückläufigen Wachstumsraten in der Investitionsgüterindustrie ist trotz der fortschreitenden Normalisierung der Lagerbestände vorerst kaum eine wesentliche Erhöhung der Produktion und Beschäftigung zu erwarten.

Bei der unbefriedigenden Preissituation und der erneuten Steigerung der Personalkosten (am 1. Juli, d. Red.) muß in den kommenden Monaten mit einer weiteren Beeinträchtigung der Ertragslage gerechnet werden.“

Neu in den Ruhrstahl-Aufsichtsrat gewählt: Glückwünsche für Dipl.-Ing. Friederichs, Remscheid



Ruhrstahl-Kleinaktionäre: Gespräche über die Lage ihres Unternehmens?



Zufriedene Rheinstahl- Aktionäre

**Hauptversammlung
der Rheinischen Stahl-
werke in Essen**

**1961 bisher bestes
Geschäftsjahr unserer
Muttergesellschaft**

**Uraufführung eines
Rheinstahl-Films**

Noch bevor Aufsichtsratsvorsitzer Dr. Holle die 82. ordentliche Hauptversammlung der Rheinischen Stahlwerke, unserer Muttergesellschaft, am 26. Juni in der „Lichtburg“ zu Essen eröffnete, wurden die etwas über 1800 Rheinstahl-Aktionäre durch die Ankündigung einer Filmvorführung überrascht: Der Film „Rheinstahl – Porträt eines Konzerns“ war just zur Hauptversammlung fertig geworden; die Aktionäre sollten das Premierenpublikum sein.

Der etwa 25 Minuten dauernde Farbdokumentarfilm kam an, wie der Beifall bewies. Der sehr lebendige, teils impressiv, teils rein informativ gehaltene Film wird dazu beitragen, nicht nur den Rheinstahl-Aktionären, sondern vor allem auch den Freunden und Kunden des Unternehmens in der Bundesrepublik, in Europa und in Übersee eine Vorstellung von der ungewöhnlichen Vielfalt des Konzerns, von der Arbeit der Verwaltung und der Arbeit in den über 25 Produktionsstätten der Rheinstahl-Tochtergesellschaften, die sich über West- und Nordwestdeutschland verteilen, zu vermitteln. Ein dankbarer Versuch, mit Hilfe eines Massenmediums Informationen und Good-Will über einen der größten Montankonzerne der Bundesrepublik in alle Welt zu tragen. Dieser Weg der Öffentlichkeitsarbeit sollte weiter beschritten werden, ist er doch in hohem Maße geeignet, die Bedeutung dieses Großkonzerns zu veranschaulichen und die nüchternen Zahlen des Geschäftsberichts auch für den Laien zu konkreten Begriffen zu verdichten.

Bei einer Publikumsgesellschaft wie den Rheinischen Stahlwerken, die unter ihren rund 120.000 Aktionären keinen beherrschenden Großaktionär kennt, ist es selbstverständlich, daß sich auf der Hauptversammlung Aktionäre oder Aktionärsvertreter zur Tagesordnung melden und an den Vorstand Fragen stellen, die ihnen – über den Rahmen des Geschäftsberichts hinaus – Einblick in die Lage des Unternehmens gestatten.

Wenngleich der Gesetzgeber auch von einer Auskunftspflicht der Geschäftsleitung spricht, so ist es in der Praxis doch in das Ermessen der jeweiligen Verwaltung gestellt, solche Fragen, die nicht den Interessen des Unternehmens zuwiderlaufen, zu beantworten. Es ist aber bekannt, daß Gen.-Dir. Söhngen die Vielzahl der Fragen stets offenerherzig und – das sei vermerkt – geduldig beantwortet.

Die sechs Aktionäre und Aktionärsvertreter, die

Rheinstahl-Aktionäre hören den Bericht zur Lage

diesmal Auskünfte erbaten – der bekannte HV-Opponent und Kleinaktionär Erich Nold, Darmstadt, ließ 17 Fragen durch den Aktionär Dr. Wolff, Düsseldorf, verlesen – durften mit den erschöpfenden Antworten, die sie erhielten, zufrieden sein. Sie erkannten deshalb die Arbeit der Verwaltung an.

Wie schon in den vergangenen Jahren war das Klima der Hauptversammlung wieder außerordentlich sachlich. Der fast 95 Minuten währenden Diskussion zwischen Aktionären und Verwaltung fehlte aber diesmal die in den letzten Jahren zu beobachtende Farbe: die Tagesordnung enthielt keinen Punkt, an dem sich die Neugier oder Phantasie einzelner Aktionäre hätte besonders entzünden können.

Mit einer Präsenz von 352.846.000 DM Aktienkapital, d. h. 77,26 % des stimmberechtigten Kapitals, war die Hauptversammlung gut besucht.

Um 13.35 Uhr schritt man zu den Abstimmungen, die durchweg über 99 % Ja-Stimmen ergaben: die Verwaltung schlug eine Dividende in Höhe von 14 % (bezogen auf ein Aktienkapital von 470 Mill. DM) vor; sie wurde praktisch einstimmig von der Hauptversammlung gebilligt. Auch Aufsichtsrat und Vorstand wurde – bei nur geringfügigen Gegenstimmen und Enthaltungen – für das Geschäftsjahr 1961 Entlastung erteilt.

An Stelle des im vergangenen September verstorbenen AR-Mitgliedes Prof. Dr.-Ing. E. h. U. Haberland, Vorstandsvorsitzer der Farbenfabriken Bayer, Leverkusen, wurde dessen Nachfolger Dipl.-Kfm. Dr.-Ing. K. Hansen – ebenfalls gegen eine nur kleine Opposition – in den Rheinstahl-Aufsichtsrat gewählt. Kurz nach 14 Uhr, also nach rund vierstündiger Dauer, konnte AR-Vorsitzer Dr. Holle die Hauptversammlung schließen.

Wie stets aus Anlaß der Hauptversammlung, gab Gen.-Dir. Söhngen, der Vorsitz der Rheinstahl-Vorstände, den in der „Lichtburg“ versammelten Aktionären einen umfassenden Überblick über die Lage des Unternehmens im vergangenen Geschäftsjahr und deutete in einem Ausblick die Möglichkeiten des laufenden Geschäftsjahres an. Aktuelle Themen der Wirtschaftspolitik sprach er mit seinen Ausführungen über Unternehmenskonzentrationen und die steuerliche Organschaft an.

Die bereits im Geschäftsbericht getroffene Feststellung, daß das Geschäftsjahr 1961 als ein „besonders gutes Jahr“ in die Geschichte des Unternehmens eingehen werde, stand auch am Anfang der Rede Gen.-Dir. Söhngens. Er verwies aber anschließend sofort auf die mannigfachen Belastungen, die in jüngster Zeit auf die Montanindustrie zugekommen seien. Indes, er wollte zunächst die Freude der Aktionäre nicht trüben und widmete den ersten Teil seiner Ausführungen den erfreulichen Tatsachen des Geschäftsjahres 1961: der Umsatz sei in jenem Jahr um 11 % auf 3,25 Mrd. DM (ohne Gussstahlwerk Witten) gestiegen. Der Anteil der Verarbeitung am Jahresumsatz sei 1961 auf 42 % gegenüber 38 % im Vorjahr gestiegen. In diese Rechnung seien allerdings auch Umsatzanteile der Ruhrstahl- und der Gießereigruppe einbezogen, die ihrem Charakter nach den Umsätzen der Verarbeitungsgruppe gleichzusetzen seien. Angesichts der Differenziertheiten im konjunkturellen Zyklus der einzelnen Fertigungs-zweige habe sich die breite Streuung der Rheinstahl-Fertigung, besonders wegen der starken Betätigung innerhalb der Investitionsgütererzeugung, günstig ausgewirkt. Abschwächungen in anderen Produktionsparten bei Rheinstahl konnten dadurch mehr als aufgefangen werden. Der Rheinstahl-Bergbau habe infolge der anhaltenden Strukturkrise wieder ohne Gewinn gearbeitet. Söhngen, der allgemein von einer katastrophalen Ertragslage im Bergbau sprach, hält es nicht für möglich, daß der Bergbau der Krise aus eigener Kraft Herr werden könne. Mit 246,6 Mill. DM erreichten die Rheinstahl-Investi-



Kurze Beratung am Tisch der Verwaltung: Gen.-Dir. Söhngen beantwortete viele Fragen der Aktionäre

tionen den bisher höchsten Jahresbetrag, teilte Söhngen weiter mit. 55 % der Sachinvestitionen seien aus Abschreibungen gedeckt worden. In den kommenden Jahren werde mit noch höheren Investitionen zu rechnen sein. Im Rahmen des umfangreichen Investitionsprogramms spielen der Bau eines Oxygenstahlwerks mit nachgeschalteter Feineisenstraße bei den Rheinstahl Eisenwerken Gelsenkirchen und die Ausweitungpläne der Rheinstahl Hanomag in Bremen-Sebaldsbrück eine hervorragende Rolle. „Die großen Investitionsvorhaben bedürfen eines Reifeprozesses. In der wohlüberlegten Planung liegt der Schlüssel zum Erfolg“, meinte Gen.-Dir. Söhngen hierzu.

Ein kurzer Rückblick des Redners auf die Zeit um 1955 zeigte, daß die Neuordnung der Rheinischen Stahlwerke gelungen ist, und daß die neue unternehmerische Tätigkeit des Unternehmens erfolgreich verlaufen ist: der Jahresumsatz des Konzerns hat sich von 1955 bis 1961 von 2,04 Mrd. DM auf 3,25 Mrd. DM (+ 60 %) erhöht; die Investitionen (einschließlich Beteiligungserwerbe) beliefen sich im gleichen Zeitraum auf 1,35 Mrd. DM, die zu rund 75 % aus Mitteln der Selbstfinanzierung aufgebracht worden sind. Söhngen: „Die Finanzierung dieser beträchtlichen Expansion hat sich mithin in einem grundsätzlichen Rahmen vollzogen.“

Über die heutige Bedeutung unserer Muttergesellschaft machte der Generaldirektor folgende Ausführungen:

„Geschäftsumfang und Wirkungsgrad der Rheinischen Stahlwerke im neuen Gewande haben dazu geführt, daß die Gesellschaft inzwischen zum Range eines Weltunternehmens aufgestiegen ist. Diese Feststellung läßt sich am besten durch Vergleiche im nationalen und internationalen Rahmen erhärten. Die Liste der 100 größten deutschen Unternehmen zeigt Rheinstahl heute in der Spitzengruppe, d. h. unter den ersten zehn Industrie-firmen, wenn man den Umsatz zugrunde legt. Innerhalb der Eisen- und Stahlindustrie belegt Rheinstahl sogar einen der ersten Plätze. Bei dieser Betrachtung ist nicht uninteressant, daß die deutschen Unternehmen im Chemiebereich, z. B. die drei IG-Farben-Nachfolger, bekannte Automobilfirmen wie Opel und Ford oder etwa Kaufhauskonzerne wie Kaufhof und Karstadt, die Ihnen allen durch ihre Produktion oder ihre Tätigkeit wohlbekannt sind, in der Größenordnung hinter Rheinstahl rangieren. Im Hinblick auf unseren Standort ist auch bemerkenswert, daß vier unter den zehn größten deutschen Unternehmen ihren Sitz in Essen haben: neben Rheinstahl sind dies die Firma Fried. Krupp, die Rheinisch-Westfälischen Elektrizitätswerke und die Gelsenkirchener Bergwerks-AG. Schließlich bestätigt ein Blick in die alljährlich veröffentlichte Umsatzstatistik der führenden amerikanischen Zeitschrift „Fortune“, daß Rheinstahl auch international zu den „Giganten“ der Industrie gezählt wird, und zwar mit einem beachtlichen 23. Platz innerhalb der 100 größten außer-amerikanischen Unternehmen.“

In seinem „Ausblick“ machte Söhngen Angaben, die die entsprechenden Ausführungen des Ruhrstahl-Vorstandsvorsitzers auf der Ruhrstahl-Hauptversammlung (vgl. Seite 4/5) noch unterstrichen. Über die Umsatzentwicklung in den ersten fünf Monaten des Geschäftsjahres 1962 teilte Söhngen mit, daß der Rheinstahl-Umsatz im Monatsdurchschnitt 1962 auf 264,1 Mill. DM gegenüber 270,8 Mill. DM im Vorjahr gesunken sei (-2,3 %). Der Exportanteil belaufe sich auf 20,4 %.

Die Umsatzentwicklung bei den einzelnen Werksgruppen sei von gegenläufigen Tendenzen gekennzeichnet. So bewegten sich die Umsätze der Bergbau- und der Ruhrstahl-Gruppe auf der Vorjahreshöhe, während bei der Gruppe Handel und Übrige die Vorjahres-ziffern bisher überschritten worden seien. Die Umsätze der Gießereigruppe und der Verarbeitungsgruppe lägen leicht unter dem Vorjahres-niveau. Das Ende Mai vorhandene Auftrags-volumen liege jedoch insgesamt weiterhin über dem Durchschnitt des Vorjahres. Erste Sorgen mache allerdings die Ertragsentwicklung in diesem Jahr. Hierzu sagte Söhngen:

„Wir sind in eine Kosten-Preis-Schere geraten: auf der einen Seite verstärkter Preisdruck durch wachsende internationale Konkurrenz, auf der anderen Seite Steigerung der Aufwendungen, insbesondere innerhalb des Kostenfaktors Arbeit.“

In dem Bemühen um eine Erhaltung des volkswirtschaftlichen Gleichgewichts muß herausgestellt werden, daß die Löhne über den Produktivitätsfortschritt hinaus wegge-laufen sind. Man kann der damit verbundenen Gefahr einer Preiserhöhung nicht einfach dadurch begegnen, daß kurzerhand die Einfuhr erleichtert wird und man es der Wirtschaft überläßt, mit dem Zwiespalt zwischen Kosten und Preisen fertig zu werden.

Der Hinweis auf eine verstärkte Rationalisierung ist leicht gesagt. Gewiß ist in den hinter uns liegenden Jahren auf diesem Gebiet vieles geschehen, und nur so konnte der erhebliche Anstieg des allgemeinen Lebensstandards bewerkstelligt werden. Der Spielraum der Rationalisierung ist aber schon technisch nicht unerschöpflich. Im übrigen gehören hierzu weitere Finanzierungsmittel, die wir aber nur erhalten, wenn wir ertragskräftig bleiben.

Es bedarf in diesem Zusammenhang noch eines weiteren Hinweises: Der wachsende Sozialstand und die steigende Technisierung haben im Laufe der Zeit zu einer zunehmenden Erstarung auf der Kostenseite der Industrieunternehmen geführt. Es ist sehr schwer, diese zunehmende Unbeweglichkeit im Kostengefüge in Einklang zu bringen mit Preisvorstellungen, die ausschließlich dem Gesetz von Angebot und Nachfrage unterworfen sein sollen. Hinzu kommt, daß wir uns auf den Weltmärkten auch mit politisch gefärbten Preisen auseinandersetzen haben.

Bei dieser komplizierten Wirtschaftsstruktur kann es nicht ausbleiben, daß es Situationen gibt, in denen die Wirtschaft den Staat um eine Hilfestellung bitten muß, um gegen ruinöse Wettbewerbsverhältnisse auf Welt-

Lesen Sie bitte weiter auf Seite 30



In der Sanduhr an der gekachelten Wand des OP-Vorbereitungsraumes verrinnen die letzten Minuten vor der Operation. Während Chefarzt Dr. Westphal und sein Oberarzt Dr. Bauspiess das zehnminütige „Händeschrubben“-Ritual absolvieren, wird im Operationsraum der Patient für den chirurgischen Eingriff vorbereitet; eine der heute so häufig notwendig werdenden Magenoperationen steht am Anfang des Operationsprogramms dieses Tages. Während sich die Chirurgen in die sterilisierten Kittel kleiden, Vorsicht walten lassen, um nichts „Septisches“ mehr zu berühren, dämmert der Patient auf dem Operationstisch schon hinüber in die Bereiche des Unbewußten: Durch eine Atemmaske mit dem Narkoseapparat verbunden, saugt er ein Gemisch von Sauerstoff, Lachgas und Halothan (ein neuartiges Narkosemittel, das keinen Brechreiz mehr erzeugt) in die Lungen. Der Narkosearzt überprüft Blutdruck und Puls: alles normal. Der Körper des Patienten ist mit weißen Tüchern abgedeckt, nur das Operationsfeld, ein kleines Viereck von vielleicht 15 mal 30 cm bleibt frei. Der Instrumententisch wird herangeschoben; Operationschwester Hildegard, die dem Operateur die Instrumente zureichen wird, bezieht ihren Posten; „Chef“ und Oberarzt stehen jetzt einander gegenüber – zwischen ihnen der Patient. Dem „Chef“ zur Seite tritt eine Assistenzärztin. Fast unbewußt schaut das kleine Operationsteam für Sekunden auf das kleine Viereck menschlicher Haut...

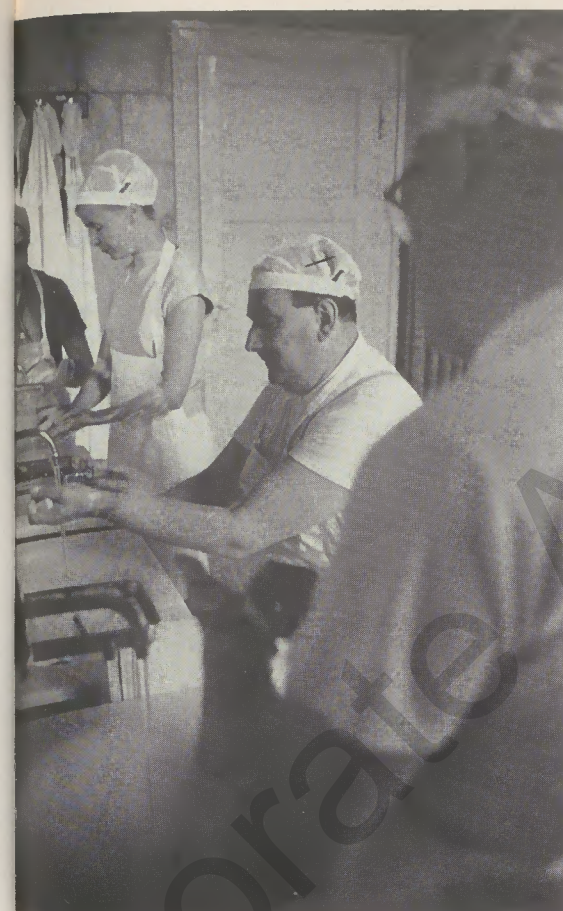
Der Mensch unter dem weißen Tuch bleibt anonym. Die Ärzte kennen seine Krankengeschichte, das genügt; der operative Eingriff, den die Diagnose erfordert, ist für sie solides Handwerk, auf der Hochschule gelernt, in vieljähriger Praxis Teil eines großen Erfahrungsschatzes geworden. Und dennoch: ein Risiko bleibt immer – und stets ein Ermessensspielraum des Chirurgen, der sich auch bei zunächst routinemäßigem Operationsverlauf vor plötzliche Entscheidungen gestellt sehen kann, die oft ausschlaggebend für den Ausgang der Operation sind. An solchen Entscheidungen beweist sich erst das Können, ja die Kunst des Chirurgen.

Mit raschem Schnitt trennt der „Chef“ die Bauchhaut – von oben nach unten... nur wenig Blut fließt, wird abgetupft... Schon setzt er das elektrische Messer – das im Aussehen einem Zahnbohrer ähnelt – an: Die kräftige Bauchdecke öffnet sich Zentimeter um Zentimeter... Der Zugang zum Magen ist offen, die eigentliche Operation kann beginnen. Klammern weiten den Schnitt zum ovalen Loch. Der Narkosearzt, am Kopfende des OP-Tisches, mißt wieder Blutdruck und Puls des Patienten; der einer Fußballblase ähnliche Atmungsball bläht sich und schrumpft in regelmäßigem Rhythmus.

Es ist ganz still geworden, nur das leise Summen der erst kürzlich eingebauten Klimaanlage ist zu hören. Hin und wieder ein halblauter Zuruf an die OP-Schwester: „Messer“... „Klemme“... „Nadel“... Das Klappern der Instrumente... Ein klatschendes Geräusch, wenn ein Instrument mit festem Griff in die gummibehandschuhte Hand des Chirurgen gelegt wird.

„So... das war die Resektion. Nun kommt der neue Magenausgang dran“... „Was macht der Patient?“ „Dem geht's gut.“ Der Narkosearzt schaut auf seine Diagrammtafel: „Blutdruck und Puls normal.“ 50 Minuten sind seit Operationsbeginn verstrichen.

Magen und Dünndarm werden nun auf raffinierte Weise miteinander vernäht: Nahtstich um Nahtstich schafft der Arzt eine künstliche Magen-Darm-Verbindung: Knoten, Doppelknoten... ganze Fadenbündel halten Oberarzt und Assistentin in der Hand... werden mit der Schere beschnitten... Ganz sauber, glatt – und wie abstrahiert von einem Menschen – liegt der hochgestülpte Magen, der daran angenähte Darmanfang zutage: die Ver-

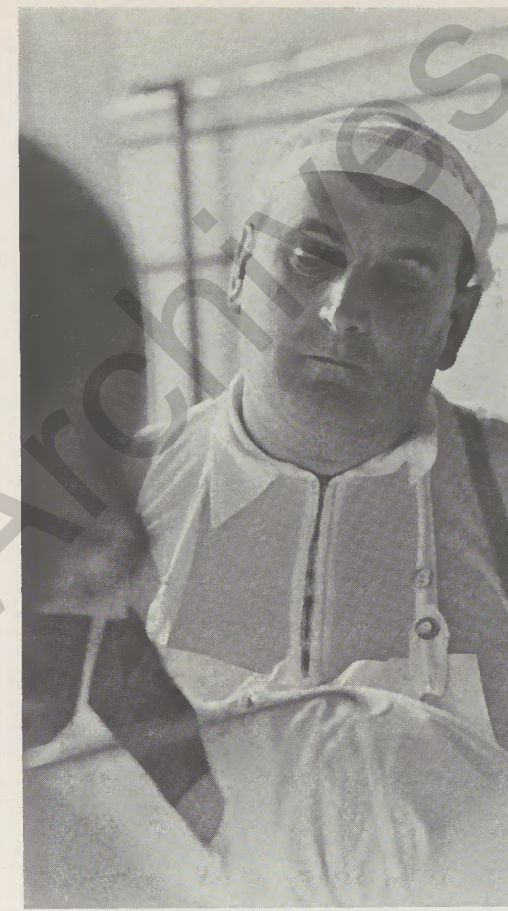


Vor der Operation: allein mit der Entscheidung

bindung ist geschaffen... Sorgsam werden die Organe wieder in die Bauchhöhle zurückverlegt... die Bauchdecke wird vernäht –, und mit einigen großen Stichen schließt sich die Bauchhaut wieder über dem Operationsbereich, 95 Minuten nach Operationsbeginn. Der Narkosearzt baut seine Apparaturen ab, das weiße Abdecktuch wird fortgenommen: ein Mensch liegt auf dem OP-Tisch, ein Mensch, dem ärztliche Kunst soeben vielleicht neue Freude am Leben geschenkt hat... Die Natur kann nun den Heilungsprozeß übernehmen, vom Menschen überwacht.

„Unsere Instrumente und Apparate entsprechen dem neuesten Stand der Chirurgietechnik“, meinte Dr. Westphal zu uns, als er bei einer Tasse Kaffee nach der Operation verschnaufte. „Aber“, so fuhr er fort, „die Räumlichkeiten reichen einfach nicht aus. Wir haben nur einen Operationssaal, und der ist zu klein. Kleinere Eingriffe müssen wir aus Rummangel im Verbandszimmer der Chirurgischen Station I durchführen, die gleichzeitig auch vom Gynäkologen benutzt wird. Ein weiterer Mißstand: Im OP-Vorbereitungsraum treffen sich meistens jene, die operiert werden sollen, mit den gerade frisch Operierten. Das hebt nicht gerade die Stimmung des Patienten vor seiner Operation. Na, das soll alles anders werden im neuen Haus, das wir bauen werden...“ „Der nächste Patient schläft...“ meldet eine Schwester. Die nächste Operation kann beginnen. Auf der schwarzen Tafel im OP-Vorbereitungsraum, die das Operationsprogramm des Tages enthält, steht nur lakonisch: Galle. Gallenblasenoperationen gehören neben Magenoperationen zu den häufigsten Eingriffen im Ev. Krankenhaus in Hattingen. Den Rekord halten „Blinddärme“. In anderen Krankenhäusern dürfte es ähnlich sein.

„Wir haben es uns lange und gründlich überlegt, aber es ist die einzige Lösung, die auf die Dauer befriedigend ist: Wir müssen ein neues Krankenhaus bauen.“ Pfarrer Reimers, der Vorsitzende des Krankenhausausschusses des Presbyteriums der evangelischen Kirchen-

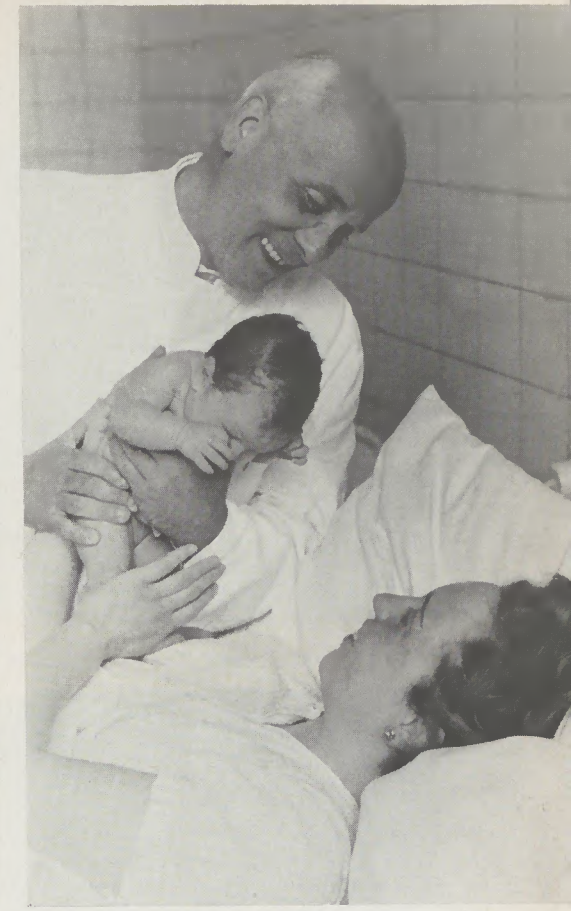


Nach dem Eingriff: das Menschenmögliche getan

gemeinde Hattingen – der Rechtsträgerin des Ev. Krankenhauses –, steht mit uns am Modell des neuen Hauses: Auf dem parkähnlichen Gelände des jetzt 62 Jahre alten Krankenhauses zwischen der Sprockhöveler Straße (B 51) und der Waldstraße soll, etwas zurückgesetzt, ein 13geschossiges Bettenhaus entstehen (Kapazität: 360 Betten); in unmittelbarer Verbindung dazu, dem Hochkörper vorgelagert, ein fünfstöckiger Behandlungstrakt und nach Osten – an den Komplex angefügt – ein dreigeschossiger Eingangs- und Kapellentrakt.

Unser Interesse an diesem Projekt? In gewissem Umfang ist es ja auch „unser Krankenhaus“, denn das Krankenhaus in Hattingen, das einzige in diesem Raum, ist seit eh und je auch Unfallkrankenhaus der Henrichshütte gewesen – und wird es in Zukunft bleiben.

„Wir haben uns viele neue Krankenhäuser angesehen, bevor wir mit der Planung begannen“, verrät uns Architekt Rauh, in dessen Händen die Durchführung dieses 14-Mill.-DM-



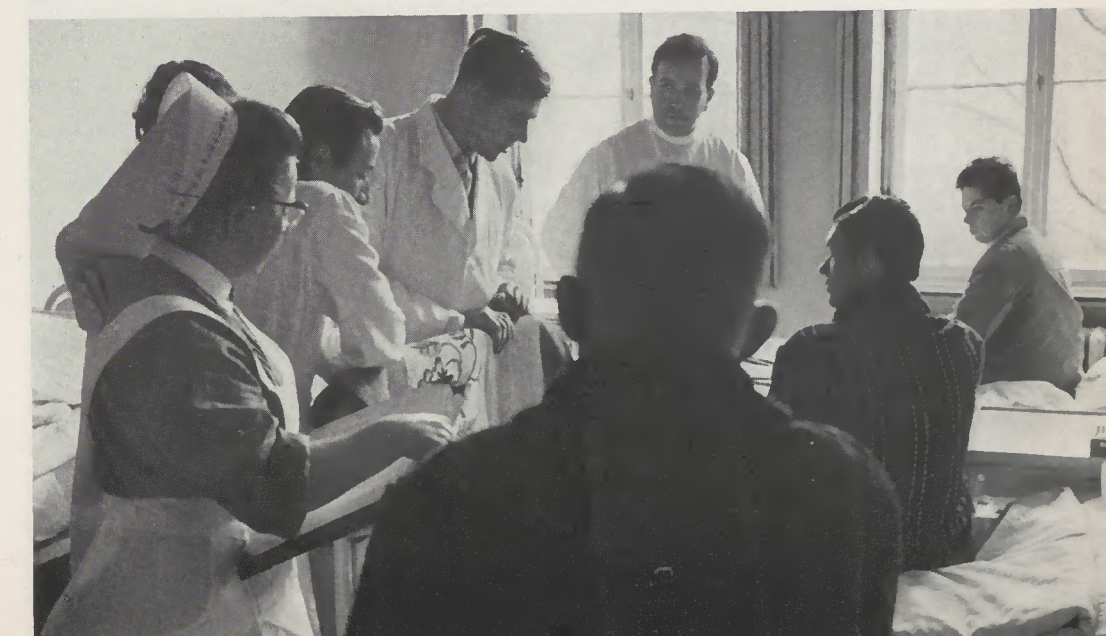
Neues Leben: Glücksgefühl auch für den Arzt

Projekts liegt. „Fast stets machten wir die Beobachtung, daß das Pflegepersonal zu lange Arbeitswege hat. Man baut fast nur langgestreckte Häuser mit Flurlängen bis zu 100 m. Im 1960 neu gebauten Krankenhaus in einer benachbarten Großstadt z. B. läuft eine Schwester täglich 15 km während ihrer Arbeitszeit. Das ist einfach zuviel. So kamen wir auf die Idee, das Haus in die Höhe statt in die Länge zu bauen. Wir haben die drei Gebäudetakte durch einen zentralen „Verkehrsknoten“ miteinander verbunden, und...“

Bevor der Architekt mit weiteren technischen Details aufwartet, fangen wir ihn mit der Frage ab: „Warum muß denn überhaupt ein neues Krankenhaus gebaut werden? Das alte sieht doch noch ganz manierlich aus. Es wird – wo nötig – laufend renoviert, die Patienten werden – wie wir hören – hier ziemlich rasch gesund, die Behandlung ist gut, die technisch-medizinischen Einrichtungen sind modern...?“

Der z. Z. leitende Arzt des Krankenhauses, Dr.

Arztvisite – Begegnung am Krankbett: Menschen, die vertrauensvoll erwarten, geheilt zu werden



Dienst im Zeichen Äskulaps

Was wissen wir
über das
Unfallkrankenhaus
der Henrichshütte,
das Ev. Krankenhaus
in Hattingen?

Neubau des
Krankenhauses soll
Kapazität erweitern;
ein ultramodernes
14-Mill.-DM-Projekt

Westphal, übernimmt die Antwort: „Sehen Sie, das Haus erweist sich in seiner jetzigen Form – über die Jahrzehnte wurde immer überall was angebaut – als unzuverlässig, unzuverlässig und damit unwirtschaftlich...“ Verwaltungsleiter Werner nickt zustimmend mit dem Kopf... „Dem Haus fehlt jede zentrale Versorgungseinrichtung, es ist mit z. Z. 250 Betten um fast 70 Betten überbelegt. Der unorganische Bau entspricht einfach nicht den heutigen Anforderungen. Das erschwert den inneren Betrieb, erzeugt Unruhe und belästigt damit die Patienten. Und genau das wollen wir auf die Dauer vermeiden.“

Das Haus liegt nur knapp 20 m entfernt von der stark befahrenen B 51. Darüber hinaus fehlt es an weiteren Operationssälen, an einer wirklich modernen Bäder- und Massageabteilung, an einer zeitgemäßen Röntgenabteilung sowie an ausreichenden Behandlungsräumlichkeiten und Einrichtungen für Belegärzte verschiedener Disziplinen.

„Zu diesen Mängeln treten noch eine Reihe wichtiger technischer Mängel.“ Architekt Rauh zählt auf: „Das Stromnetz ist überlastet, die Rohrleitungen müßten ausgewechselt werden,

sonen belegt –, altmodische Teeküchen auf den Stationen. Die Unfallambulanz ist viel zu klein. Die Bäder- und Massageabteilung im Keller ist zwar ebenso wie die Röntgenabteilung mit modernsten Geräten ausgestattet, aber alles ist zu eng, zu unzuverlässig. Die Nachbehandlungsambulanz – ebenfalls im Keller – ist winzig. Die Heizungsanlage erscheint vorsintflutlich; die Anstaltsküche ist zwar geräumig, aber täglich um 11 und um 17 Uhr gibt es hier unten Verkehrsstauungen, wenn die Stationschwestern mit ihren Transportwagen zum Essenempfang antreten. Bis sie mit ihren Töpfen in den Stationen sind, muß das Essen oft wieder aufgewärmt werden. Der einzige Aufzug bewältigt den starken Vertikalverkehr nicht.

Verwaltungsleiter Werner ist natürlich stolz auf jeden Apparat, den er gekauft hat, und mancher davon kostete einige zehntausend Mark. „In der Anschaffung von zweckmäßigen Apparaten und Instrumenten ist die Verwaltung nicht kleinlich“, urteilt ein Arzt. Dieses Urteil wird mehrfach bestätigt. Aber alles ist eben zu eng, baulich „angestoppelt“. Wie es halt so ist bei Gebäuden, die vor über einem

nahe an die innerbetrieblichen „Verkehrsknoten“ heranzuziehen sowie 2-Bett-tiefe Krankenzimmer zu schaffen, wurde der 13geschossige Bettentrakt als Tiefkörper entwickelt, der dreiseitige Krankenzimmerfronten aufweist und mit normalerweise 35 Betten je Etage eine Station aufnimmt.“ Architekt Rauh entfaltet auf dem Konferenztisch seine etagenweise geordneten Baupläne. „Für den Normalfall haben wir Vierbettzimmer geplant, je Station sechs, der Rest sind jeweils Ein- und Zweibettzimmer. Der U-förmige Flur vor den Krankenzimmern auf jeder Station steht nicht in unmittelbarer Verbindung mit dem jeweiligen Hauptflur, so daß kein Wirtschaftslärm in die Krankenzimmer, die alle einen Blick ins Grüne haben werden, dringt. Die Krankenzimmer werden jeweils ein eigenes WC erhalten – und jeder Patient erhält eine eigene Raum-Ecke. Einbauschränke und abgeteilte Waschnische vervollständigen den Komfort der Zimmer.“

„Schon jetzt experimentieren wir mit der künftigen Ausstattung der Räume“, meint Pfarrer Reimers, der ein Verfechter der Gemütlichkeit auch im Krankenzimmer ist. „Der Patient soll sich, soweit es sein Zustand zuläßt, bei uns

mit einem Griff auf Rollen stehen und damit leicht transportabel sind, die sich überdies beliebig verstellen lassen, werden in den Privatstationen bereits auf ihre Tauglichkeit überprüft. Eine Bettenzentrale soll später jedes von einem Patienten verlassene Bett reinigen und desinfizieren. Die Station schickt das jeweilige Bett zu dieser Zentrale, die dafür sofort ein frisches Bett zur Verfügung stellt. Die Liste der Neuerungen ließe sich beliebig verlängern. Devise: praktisch soll es sein, dem Patienten Komfort und den Pflegenden Erleichterung bieten.

Die Verantwortlichen des Krankenhauses leben in ihren Planungen schon längere Zeit in der Zukunft, doch werden wohl noch rund drei Jahre vergehen, bis das neue Haus bezugsfertig ist. Bis dahin gilt es, noch viel zu überlegen, viel zu diskutieren. Das Haus soll ja den Schwestern wie den Ärzten Vorteile bringen – zum Wohle der Patienten. Also versucht man möglichst gemeinsam über die zweckmäßigste Ausgestaltung des neuen „Gehäuses“ zu beraten.

„Mit besonderer Sorgfalt sind wir an die Planung der künftigen Behandlungsräume der Ärzte herangegangen. Sie sollen verbunden sein mit Untersuchungsräumen, Wartezimmern, Abteilungsdienstzimmern – mit Vorzimmern – und eigenen Behandlungsräumen für die Fachärzte. Die beiden aseptischen Operationsräume im 2. Obergeschoß werden dem Chirurgen, dem Gynäkologen und den übrigen Belegärzten der schneidenden Disziplinen dienen. Angegliedert ist ein Frischoperiertenraum mit vier Betten; der OP-Vorbereitungsraum wird von ihm getrennt eingeplant. Der Fachanästhesist hat in der Nähe seinen Dienstraum.“ Auf dem Bauplan erläutert Dr. Westphal die künftige Raumaufteilung seines Bereiches. Und wer die gegenwärtigen Räumlichkeiten kennt, weiß, daß hier etwas entsteht, was vorbildlich sein wird.

„Im Erdgeschoß wird der septische und der Unfalloperationsraum, ebenfalls für Chirurgen, Gynäkologen und Belegärzte, eingerichtet. Und hier kommt eine chirurgische Ambulanz hin, ebenfalls im Erdgeschoß.“

Die umfangreiche Frischverletztenversorgung und die Unfallnachbehandlung macht die räumliche Erweiterung dringend erforderlich. Verletzte Mitarbeiter der Heinrichshütte sind hier häufig „Gäste“. Ebenso Verkehrsverletzte. Der Charakter als Unfallkrankenhaus für den Raum Hattingen-Stadt und -Land, Blankenstein und Welper wird hier deutlich.

Die Röntgenabteilung soll von Grund auf neu und geräumig ausgebaut werden. Daran ist besonders der Chefarzt der Inneren Abteilung, Dr. Nausch, interessiert. Die Entbindungsabteilung, ebenfalls im 2. Stock des Behandlungstrakts, wird gleichfalls erweitert. Eine Abteilung für physikalische Therapie, Gymnastik und Massage im 1. Sockelgeschoß soll 5 Naßbehandlungsplätze, ein Kneipp-Mehrzweckbad, einen Gymnastikraum und die entsprechenden Plätze für Massage, Elektrotherapie und das Unterwasserdarmbad aufnehmen. Eine eigene Apotheke mit weiträumigem Lager im 2. Sockelgeschoß wird alles enthalten, was ein Großkrankenhaus benötigt.

Lang ist die Liste der für das neue Haus geplanten Versorgungseinrichtungen. Zwar bestehen verschiedene von ihnen heute schon, aber oft sind sie Jahrzehnte alt und damit entsprechend ungenügend.

Die Hauptküche soll künftig die Versorgung von 360 Patienten und den 100 Insassen des auf dem Krankenhausgelände stehenden Martin-Luther-Altersheims sowie die Versorgung der 135 Schwestern und Hausangestellten übernehmen, ferner die Teilversorgung von ca. 60 sonstigen Angestellten. Es ist daran gedacht, später sogar zur Wunschkost überzugehen. Also ein Krankenhaus mit wahlweisem Menü!



▲ So wird es immer sein: die Ungewißheit des Patienten ...



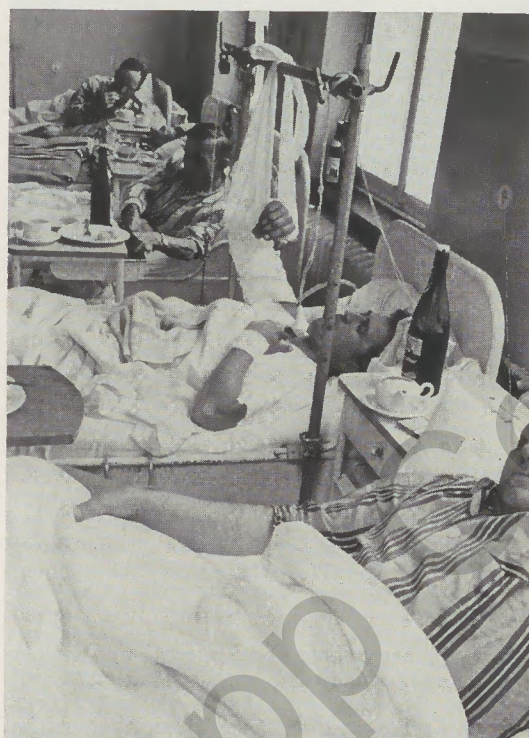
▲ So wird es immer sein: Mitleiden (oben) und helfen (unten) ▼



Altes Krankenhaus: dieser Flur ist Warteraum



Altes Krankenhaus: stets überfüllte Ambulanz



Altes Krankenhaus: überbelegte Krankenzimmer

die Heizungskosten der alten Anlage sind unnormal hoch. Der einzige Aufzug im Hause wird, trotz kürzlicher Renovierung, bald unbrauchbar sein. Er führt zudem nicht bis ins Dachgeschoß, wo noch ein Teil der Patienten liegt. Die Schallisolierung im Haus reicht nicht aus; das Kellergeschoß ist durchfeuchtet. Noch immer sind Kriegsschäden vorhanden ...“

„Zunächst hatte der Verwaltungsrat des Krankenhauses nur an die Renovierung des alten Gebäudes gedacht, doch im Laufe der Untersuchungen – besonders im Hinblick auf die Unwirtschaftlichkeit des Hauses – kam man schließlich zu der Einsicht, daß nur ein konsequenter Neubau einen Ausweg darstellt. Zudem: Das Arbeits- und Sozialministerium, das uns in Form von Darlehen den größten Teil der Finanzierungssorgen für einen Neubau abnimmt, hätte zu einem Umbau nichts gegeben“, kommentiert Verwaltungsleiter Werner. Alles spricht also für einen Neubau.

halben Jahrhundert für den damaligen Bedarf gebaut wurden und nun mit dem Wachsen der Aufgaben nicht mehr Schritt halten können.

„Pflegerisch und ärztlich wird von uns alles getan, was möglich ist“, meint Dr. Giesen, Gynäkologe am Hattinger Krankenhaus und Mitglied des Presbyteriums der Kirchengemeinde; ein Idealist, der gemeinsam mit Pfarrer Reimers im Krisenjahr des Krankenhauses – 1956 – durch eine „Gemeinschaftsaktion“ Spenden zur Deckung des Defizits von mehreren hunderttausend Mark bei Kommunen, Industrie und Handel im Raum Hattingen aufbringen half. „Wir glauben aber, daß allen im neuen Haus die Arbeit mehr Freude machen wird. Wir mögen heute im sachlichen Bereich durchaus konkurrenzfähig sein, aber das alte Haus entspricht einfach nicht den Anforderungen an die Modernität, die wir den Menschen, die als Patienten zu uns kommen, schuldig sind.“

„Ausgehend von der Notwendigkeit, während der Bauzeit des neuen Hauses das alte Haus weiterbetreiben zu müssen und ausgehend von dem Wunsch, alle Krankenzimmer möglichst

heimisch fühlen. Wir wollen die Räume möglichst mit Tapeten auskleiden, die die Patienten von zu Hause gewöhnt sind, die Farbgebung soll beruhigend wirken. Das kalte Weiß der Wände soll verschwinden ...“

„Vielleicht sollte man lieber zartgrüne Anstrichfarben wählen, die abwaschbar sind und die die Patienten nicht dazu verleiten, vom Bett aus ständig auf Muster zu starren, die ihn schließlich nervös machen. Mancher zählt Striche oder Punkte auf der Tapete ...“ Dr. Westphal ist von der tapetierten Behaglichkeit der Krankenzimmer nicht überzeugt. Jedenfalls werden die Fragen mit Farbpsychologen noch diskutiert werden. Einige Zimmer der Privatstationen sind bereits experimentell mit Tapeten ausgestattet. Man probiert auch schon die Wirkung von Bildern mit verschiedenen Motiven aus. Dem einen sind sie zu langweilig, dem anderen zu aufregend. Manchmal sind die Experimentatoren etwas ratlos.

Man will in Zukunft auch auf Deckenlampen verzichten. Blendfreie Leuchtröhren an den Wänden geben ein angenehmeres Licht. Neue Nachttische, die gleichzeitig ein Eßbrett enthalten, sollen angeschafft werden. Betten, die

Ein Rundgang durch den Bau bestätigt uns: dieses Krankenhaus ist alt und unpraktisch. Lange Flure, viele Treppen, unwohnliche, oft zu kleine Krankenzimmer – mit bis zu 7 Per-



Die Beheizung des Komplexes, einschließlich des bereits im Rohbau fertigen neuen 10geschossigen Schwesternwohnheims und des 5geschossigen Wohnheims für das Wirtschaftspersonal, soll von einer Heizzentrale auf Kohlebasis vorgenommen werden. Man entschied sich für Kohle – gegen Öl –, weil man es der heimischen Kohleindustrie schuldig zu sein glaubt. Zudem bleibt man von Ölimporten unabhängig. So verbindet man das Ideelle mit dem Nützlichen. Wir wohnen auf der Kohle!

Im Zuge der allgemeinen Erweiterungen sollen auch die hauptamtlichen Abteilungen nicht nur bettenmäßig vergrößert, sondern auch in ihrer Zahl erweitert werden. Neben den gegenwärtigen Hauptabteilungen „Chirurgie mit Unfallabteilung“ sollen voraussichtlich im neuen Haus auch die bislang nur von Belegärzten betreuten Abteilungen „Gynäkologie und Geburtshilfe“ und „Kieferchirurgie“ zu Hauptabteilungen ausgebaut werden. Die Fachabteilungen für Hals-, Nasen- und Ohrenkrankheiten, für Augenkrankheiten, für Kinderkrankheiten und für Hautkrankheiten werden weiter von Belegärzten betreut. Ihre Bettenzahl wird aber z. T. erhöht.

Das Ev. Krankenhaus in Hattingen soll zu einem modernen, leistungsfähigen Allgemein Krankenhaus werden. Und wenn man die Baupläne betrachtet, die technisch einleuchtenden Ausführungen des Architekten hört und den ganz am Wohl der Patienten orientierten Zukunftsträumen des Pfarrers Reimers lauscht, dann gewinnt man den Eindruck, als entstehe am Hattinger Stadtrand so etwas wie eine bauliche und medizinisch-technische Sensation, die Krankenhausspezialisten von weit her in die 30 000 Seelen zählende „Schnellzuwachs-Gemeinde“ Hattingen locken wird. Möglich wäre es schon, wenn man bedenkt, daß man bei diesem Neubau alle jene Fehler vermeiden will, die zahlreiche andere, erst kürzlich gebauten Krankenhäuser aufweisen. Unsere Hüttenmitarbeiter dürfen jedenfalls getrost in die Zukunft schauen, denn sollten sie je in das neue Krankenhaus eingewiesen werden: die besten Behandlungs- und Pflegemöglichkeiten werden ihnen gewiß sein. Bis zur Einweihung des neuen Hauses wird jedoch das alte Krankenhaus in Betrieb bleiben!

Zur Zeit aber umwölkt sich noch die Stirn des Verwaltungsleiters, wenn man ihn auf die Finanzierung des für Hattinger Maßstäbe gigantischen Projektes anspricht. Die beiden Wohnheime, die im Herbst 1962 bezogen werden sollen, kosten einschließlich separatem Speisesaal 1,8 Mill. DM. 13,8 Mill. DM wird – nach gegenwärtigen Baupreisen – der Krankenhausneubau verschlingen.

Der unverwüsthche Optimismus des Pfarrers Reimers täuscht uns nicht darüber hinweg, daß auch das neue Krankenhaus für lange Jahre noch ein Zuschußbetrieb sein wird. Die Personalkosten des Hattinger Krankenhauses betragen allein 60 % der Gesamtkosten. Hier gilt aber – im Gegensatz zu anderen evangelischen Krankenhäusern – der Manteltarif für öffentliche Dienste; Angestellte werden nach dem BAT- und nicht nach dem erheblich niedrigeren Inneren-Missions-Tarif bezahlt. Dafür kennt man kaum Personalschwierigkeiten. Das ist für ein Krankenhaus wichtig!

Alle Vorausberechnungen zeigen jedoch eindeutig, daß der Neubau auf die Dauer billiger ist, als wenn man weiter „stoppeln“ würde.

12,6 Mill. DM kostet das Krankenhaus ohne Einrichtung, die mit 1,25 Mill. DM veranschlagt wird, auch wenn man einen beträchtlichen Teil der Einrichtungen im neuen Haus weiterverwenden kann. Man hat die Kosten für einen Bettplatz im neuen Krankenhaus (Bau- und Einrichtungskosten einschließlich Grundstück) mit rund 38 000 DM errechnet.

◀ Die Stationschwester: unermüdliche Helferin des Patienten und des Arztes

Bis auf 500 000 DM hat man das gesamte Geld beisammen: 70 % der Bausumme übernimmt das Arbeits- und Sozialministerium in Düsseldorf als langfristiges Darlehn, eine halbe Million als Darlehn gab auch die Innere Mission.

Ein größeres Darlehen aus Bundesmitteln ist gleichfalls zugesichert. Der Kapitalmarkt soll noch weitere 1,25 Mill. DM erbringen. Die Ruhrstahl AG gab einen verlorenen Zuschuß in Höhe von 500 000 DM, ein etwa gleich hoher Betrag sind Eigenmittel des Krankenhauses – in Form von Baugrundstücken und Eigenleistungen beim Bau des Hauses. Für die Einrichtung wird das Land einen verlorenen Zuschuß geben. Wer die in der Diskussion immer wieder auftauchenden restlichen 500 000 DM aufbringt, ist noch ungewiß. Es ist beinahe lächerlich, daß bei einem so großzügig angepackten Projekt ein solcher Betrag mit so großen Schwierigkeiten aufgebracht werden muß.

„Das neue Haus wird seine Abschreibungen selbst verdienen können“, meint Verwaltungsleiter Werner nicht ohne Stolz. „Die Substanz des Hauses werden wir also aus eigener Kraft erhalten können.“

Aber auch unter Einbeziehung der Tilgungszuschüsse, die das Land übernimmt, wird die Verzinsung der aufgenommenen Fremdmittel so teuer, daß schließlich noch ein jährliches Defizit von rund 300 000 DM zu decken sein wird. Die Stadt Hattingen wird hiervon einen Teil übernehmen. Der Rest muß anderweitig beschafft werden. Aber heute arbeitet das alte Krankenhaus sogar mit wachsendem Defizit, zu dessen Deckung Ruhrstahl laufend herangezogen wurde.

„Ja, Schwierigkeiten bestehen noch!“ meint Pfarrer Reimers mit gewinnendem Lächeln. „Dennoch bin ich zuversichtlich.“ Er und seine Mitstreiter im Presbyterium haben schon manche Schwierigkeit gemeistert. Sie werden es wohl auch diesmal schaffen. So hoffen wir jedenfalls.

Morgens gegen 8 Uhr bekommt der Stationsarzt einen Kaffee, und die Stationschwester trinken einen mit. Man sitzt in der Teeküche und klönt oder frozelt gar ein wenig. Man kennt sich ja seit Jahr und Tag...

Seit sechs Uhr sind die Schwestern auf den Beinen. Bis abends um 19 Uhr geht's weiter. Zwischendurch haben sie laut Arbeitszeitordnung drei Freistunden. Oft bleibt nur eine davon übrig, weil es so viel Arbeit gibt. Auch die Ärzte haben laut Tarif eine geregelte Arbeitszeit: 48 Wochenstunden. „Das steht auf dem Papier“, meint ein Arzt, der es wissen muß. Die Schwestern bestätigen, daß die Wirklichkeit auch bei ihnen von der tariflichen Theorie mitunter ganz erheblich abweicht. Überstunden abfeiern kennt man hier nicht, ebensowenig wie Überstundenbezahlung. „Der Dienst am Kranken erfordert Idealismus.“

Im Stationszimmer der Chirurgie I hängt ein kleiner Spruch an der Wand: „Nutze den Tag.“ Wer für einige Stunden Gelegenheit hatte, den beiden Stationschwestern, der erfahrenen Toni und der noch jungen und mit einer munteren „Kodderschnauze“ begabten Helma bei der Arbeit zuzusehen, der mußte hurtig sein: Diese beiden nutzen den Tag im wörtlichen Sinne. Da gibt es nur wenige Verschnaufpausen: Klingelt nicht das Telefon, gibt es nicht gerade eine Infusion vorzubereiten, eine Spritze oder die Temperatur zu messen, dann ist bestimmt Visite oder irgendwelcher Papierkrieg zu erledigen, etwa Anmeldungen, Abmeldungen, Fieberkurven, Medikamentenprotokolle – dann läutet bestimmt irgendein Patient, oft nur wegen einer Kleinigkeit. Aber die Schwester läuft. „Man kann nie wissen...“ Die Schwestern haben eine wahre Engelsgeduld. Nur manchmal wird sie dünn. Es gibt gerade in Krankenhäusern Nörgler, die auch die nervenstärkste Schwester zur Verzweiflung bringen können.

Natürlich kennen die Schwestern ihre Patienten. Sie werden mitunter von den Verwandten der



▲ Operations- und Stationschwester: Nervliche Höchstbelastung und nervliche Dauerbelastung ▼



Stationsschwester: wieviel Idealismus braucht ein Mensch, damit ihm keine Arbeit zuviel wird? ▼



Küchenchefin: die Kost sei kräftig, leicht verdaulich, abwechslungsreich und bleibe im Budgetlimit ▼





Neues Ev. Krankenhaus Hattingen: das 14-Mill.-DM-Projekt ist vorerst noch Modell

Patienten um Rat gefragt, manchmal auch mit Vorwürfen überschüttet. Sie müssen das alles ertragen mit Gleichmut und Hilfsbereitschaft. Sie sind fast durchweg Mitglieder des „Agnes-Karll-Schwesternverbandes“; sie sind auf eine Aufgabe eingeschworen.

*

Um 11.30 Uhr wird das Mittagessen ausgeteilt: die Flure duften diesmal nach Königsberger Klops. Der eine Patient will viel, der andere wenig, der eine bekommt Diät, der andere gar nichts, weil er frisch operiert ist – oder bald dran ist. Alles müssen die Schwestern wissen. 26 Menschen liegen auf der Station „Chirurgie I“. Man muß da allerhand im Kopf behalten.

Verwaltungsleiter Werner hat einige Essensbeschwerden erhalten. Also macht er Stichproben. Und er fragt die Patienten. Die Küchenchefin, Frau Böhlo, ist dabei. Die Patienten sind offenbar zufrieden. „Es sind immer so ein paar Quengler, denen paßt auch gar nichts“, meint der stets wachsame Verwaltungschef. Die Schwester Toni nickt. Fort ist er wieder: Er inspiziert noch rasch die „Innere“ Station...

Im Stationsaufenthaltsraum, den nur ein paar Grünpflanzen freundlich machen, sitzt Dr. Michels und liest „Bild“. Er hat den ganzen

Vormittag Knochenbrüche eingegipst oder nachgesehen, eine Platzwunde vernäht, einen durch einen rostigen Nagel infizierten Fuß geschnitten und sonstige ambulante Fälle behandelt. Um 8.15 Uhr hatte er seine Visitenrunde auf der Chirurgie I gemacht – und eine Nachtwache lag vor ihm. Eben hat er gegessen, in der ungemütlichen, aber neuerdings mit Gasherd und Eisschrank bestückten Teeküche; er hat seine Pillen gegen Schnupfen geschluckt. („Mein Rekord: zwei Jahre hatte ich keinen Schnupfen!“) Aber schon ist es mit der Ruhe aus: ein „Verkehrsunfall“ wird eingeliefert. Der Krankenwagen der Hütte hat ihn gebracht. („Die Männer des Hüttenwerkschutzes sind übrigens vorbildliche Blutspender; schreiben Sie das ruhig in Ihrem Bericht“, meinte Dr. Michels zu uns.)

Der blutverschmierte Verletzte ist für einen, der gerade gegessen hat, kein erfreulicher Anblick. Das Stöhnen wird zur Qual. Ein Unfallarzt kann sich solche körperlich-psychischen Regungen nicht leisten. Er muß immer bereit sein, mit ruhiger Hand dem Verletzten zu helfen.

*

Alle 14 Tage, jeweils am Donnerstag, kommt Frau Seier oder Frau Wiethoff von der Sozialabteilung der Hütte mit einem Mitglied des

Sozialausschusses des Betriebsrats und macht die „Besuchsrunde“. Etwa 50 Hüttenleute und deren Angehörige sind stets auf den Stationen anzutreffen. Wein oder Saft, Obst und was zu rauchen – je nach Vorschrift des Arztes – werden den bettlägerigen Ruhrstählern ans Bett gebracht. „Auch wer krank ist soll wissen, daß Ruhrstahl für ihn da ist.“ Eine gute Devise...

Auch wenn das Krankenhaus ein alter Kasten ist, unwirtschaftlich und unpraktisch, die Patienten haben im Prinzip kaum Grund zur Klage. Und wer sie fragt, wird stets die Freundlichkeit der Schwestern gelobt hören, den individuellen Dienst, die Sorgfalt der Ärzte und oft genug – auch ungefragt – die gute, abwechslungsreiche Küche. Mancher, der ein Jahr liegen muß, hätte sonst schon durchgedreht...

Übrigens: alle Woche einmal kommt Schwester Magdalene, die üblicherweise die EKGs und die Grundumsatzbestimmungen macht, mit einem Wagen voll Bücher an die Betten der Patienten. Rund 900 Bücher hat das Krankenhaus. („Alles private Spenden von Verlagen, die wir um Bücher baten“, verrät uns der Verwaltungsleiter.) Nicht jedes Krankenhaus kann so etwas seinen Patienten bieten.

*

„Wenn wir in das neue Haus umziehen werden, glaube ich, wird manches von der sehr persönlichen Atmosphäre verlorengehen, die jetzt bei uns herrscht. Alles wird dann funktionalisiert; persönliche Kontakte werden durch die übereinanderliegenden Flure zwangsläufig getrennt. Gewiß, es wird alles zweckmäßiger und für uns auch in mancher Beziehung arbeitsmäßig leichter. Aber ich weiß nicht...“ So die Meinung einer Schwester, die seit über 20 Jahren nur für ihre Patienten da ist – aber den Klön mit der Schwester der Nachbarstation nicht missen möchte. Es ist ein Unterschied, ob ein Krankenhaus drei Stockwerke hat oder 13! Die Planer des neuen Krankenhauses dürfen die Meinung derjenigen nicht unterschätzen, die dieses „Gehäuse“ mit Leben und Wärme erfüllen. Das sind die Schwestern in erster Linie. Sie vor allem bestimmen das Klima. Mit den Arbeitserleichterungen – für die sich besonders auch die Oberin eingesetzt hat – allein ist es aber nicht getan. Auch der Mensch als Kontaktwesen fordert sein Recht... „Es ist alles eine Frage der Gewöhnung.“ So die Meinung jener, die heute schon in der Zukunft leben. Sie haben sicher nicht ganz unrecht. Doch warten wir ab. Unsere Ruhrstahl jedoch werden nur Vorteile vom Neubau haben. Das soll uns zufrieden stimmen und auf baldigen Baubeginn hoffen lassen.

Blick über die Dächer: altes Krankenhaus und Henrichshütte



Halbzeit im Stahljahr 1962

Die Entwicklung der Stahlkonjunktur im 1. Halbjahr 1962 von Dr. E. Hofmann

Mit dem Eintritt in das sechste Jahrzehnt dieses Jahrhunderts war allenthalben in der Wirtschaft von den „goldenen 60ern“ die Rede. Die Geschäftsberichte der Unternehmen aus dem Jahr der Hochkonjunktur nahmen sich entsprechend aus. Mittlerweile aber sind die 60er Jahre silbern geworden — ja, es hat sogar den Anschein, als ob sie auch noch kupfern werden könnten. In die freundlichen Bilder der Bilanzen mischen sich dunklere Töne. Angesichts zunehmender Ertragsverschlechterung äußert sich auch in der Stahlindustrie Optimismus gedämpfter als bisher.

Der Wirrwarr von Meinungen, Forderungen, Schlagworten und Verallgemeinerungen, der in der Öffentlichkeit unsere gegenwärtige Wirtschaftslage so verzerrt widerspiegelt, scheint auch im Stahlbereich die Übersicht zu erschweren. Trotz aller monatlichen Statistik bleibt immer eine gewisse Unsicherheit, weil das Kosten- und Preisniveau die an statistische Mengenangaben sich knüpfenden Erwartungen später meistens wieder zerrinnen läßt. Trotz befriedigender Tonnenzahlen für Auftragsgänge, Produktion und Absatz stellt sich hinterher heraus, daß „es immer schwerer geworden ist, Geld zu verdienen“, wie es kürzlich im diesjährigen Rheinstahl-Bericht hieß. Und das möge bei den folgenden Ausführungen über die Produktions- und Auftragsentwicklung in der Stahlindustrie bedacht werden.

*

Eine Rückschau auf die Produktion in den ersten sechs Monaten dieses Jahres gibt von der Entwicklung des westdeutschen Stahlmarktes ein freundlicheres Bild als im vergangenen Herbst. Die Erzeugung der eisenschaffenden Industrie, vor neun Monaten rückläufig, hat seit Jahresbeginn, wenn auch langsam einsetzend, wieder zugenommen, und allmählich die Tonnenzahlen erreicht, wie sie um die Jahresmitte 1961 verzeichnet wurden. Die Roheisen-, Rohstahl- und Walzstahlproduktion holt nach dem schwächeren zweiten Halbjahr 1961 wieder auf. Gegenüber den ersten sechs Monaten des Vorjahres sind die Hüttenwerke allerdings noch immer merklich im Rückstand. Am wenigsten ist die Walzstahlerzeugung bei einem Monatsdurchschnitt von 1,77 Mill. t mit — 5,5% zurückgeblieben; dann folgt die Rohstahlerzeugung mit 2,7 Mill. t (— 6,2%) und schließlich die Roheisengewinnung mit rund 2 Mill. t (— 6,7%). Am Ende des ersten Quartals, also im März, waren die Rückstandsdaten immerhin noch größer gewesen: 7,6% bei Roheisen, 8,7% bei Rohstahl und 7% bei Walzstahl. Die Kurven der Produktionsentwicklung in der Stahlindustrie sind seit Dezember etwa wieder, nicht ganz ohne Schwankungen, nach oben gerichtet. Infolge der höheren Erzeugung werden die Kapazitäten der

Hüttenwerke im Durchschnitt besser ausgenutzt als in der zweiten Jahreshälfte 1961. Damit ist gottlob auch der sinkende Trend der Produktivitätskurve, der den Hüttenwerken Ende des vergangenen Jahres Sorge bereitete, mehr und mehr zum Stillstand gekommen.

*

Bei den Gießereien zeigte sich die Entwicklung der Produktion konjunkturell ausgeglichener; die Eisen- und Stahlgießereien liegen mit ihrer Erzeugung noch um rund 4% unter dem Produktionsniveau des ersten Halbjahres 1961. Innerhalb der Erzeugungsgruppen verzeichnet den stärksten Rückstand zum Vorjahr der Maschinen- und Bearbeitungsguß sowie der Kokillenguß. Dagegen bewegte sich die Erzeugung von Temperguß etwa auf der gleichen Höhe wie vor einem Jahr. Die Auftragsentwicklung im Gießereibereich läßt sich gegenwärtig wieder günstiger an als in den vorausgegangenen sechs Monaten des Jahres 1961. Zusammen mit den ansehnlichen Auftragsbeständen hoffen die Gießereunternehmen die Produktion bis zum Jahresende auf dem bisherigen Stand von 350 000 t im Monatsdurchschnitt halten zu können.

Von den übrigen uns interessierenden Zweigen der Weiterverarbeitung sei der Abrundung des Bildes halber kurz erwähnt, daß die Produktion von Rollendem Eisenbahnzeug dank des umfangreichen Investitionsprogramms der Bundesbahn bisher gegenüber dem Vorjahr um rund 5% gestiegen ist, während die Erzeugung der Schmiede-, Preß- und Hammerwerke infolge der merklichen Abschwächung des Marktes für Schmiedestücke um rund 11% zurückging.

*

Der Wiederanstieg der Stahlerzeugung ist der erhöhten Nachfrage nach Stahlerzeugnissen gefolgt. Vor allem am Walzstahlmarkt war die Auftragsentwicklung im ersten Drittel dieses Jahres günstiger, als noch vor neun Monaten vorausgesehen werden konnte. Damals hatten die Walzstahlaufträge einen Tiefpunkt erreicht, weil die inländischen Stahlverbraucher — in größerem Umfang als vorher — ihren Stahlbedarf aus eigenen beträchtlichen Lagerreserven deckten. Im Jahre 1960 hatte der Monatsdurchschnitt der Inlandsaufträge noch 1,3 Mill. t betragen, im September 1961 sanken die Auftragsgänge aus dem Inland auf 0,94 Mill. t. Diesem Ausfall von 300 000—350 000 t im Monat, mit dem der Lagerzyklus in der Phase seiner höchsten Wirksamkeit die Nachfrage herunterdrückte, mußten sich die Hüttenwerke anpassen. Der Lagerabbau hat sich jedoch in seiner vollen Auswirkung nicht so lange ausgedehnt, wie in Erinnerung an frühere Vorgänge dieser Art noch zu Beginn des Jahres vermutet worden war. Bereits seit Oktober nahmen die Bestellungen der Stahlverarbeiter im Bundesgebiet langsam wieder zu. Mit diesem Anstieg der Inlandsnachfrage erreichten die gesamten Walzstahlaufträge (Walzstahlfertigerzeugnisse ohne Halbzeug, Breitband und Edelstahl) im zurückliegenden ersten Halbjahr einen Durchschnitt je Monat von rund 1,68 Mill. t (gegenüber 1,52 Mill. t in 1961 und 1,68 Mill. t in 1960). Von den 1,68 Mill. t entfielen (alles in Monatsdurchschnitten) 1,27 Mill. t auf das Inland, 195 000 t auf die übrigen Länder der Montanunion und 215 000 t auf die dritten Länder.

Am Walzstahlmarkt zeichneten sich bis Ende Mai drei bemerkenswerte Entwicklungstendenzen ab:

1. Das stetige langsame Ansteigen der Nachfrage der stahlverarbeitenden Industrie des Inlands.
2. Der Rückgang der Bestellungen aus der Montanunion sowie aus den dritten Ländern seit Februar.
3. Die Beschränkung des Nachfrageanstiegs auf den Flachstahlsektor.

Die bis Ende Mai zunehmende Inlandsnachfrage hat im Juni wieder nachgelassen. Diese Situation läßt keineswegs den Schluß zu, daß der Lagerabbau bereits überwunden sei; zumal der Stahl-

handel seine Läger wesentlich langsamer verringerte als die verarbeitende Industrie. Deshalb muß vorerst noch mit weiterem Druck des Lagerbestandes gerechnet werden, aber der Markt wird nicht mehr so stark davon beeinflußt werden wie im vergangenen Herbst. Es wird künftig wieder mehr auf die weitere Entwicklung des Stahlverbrauchs ankommen, wenn sich der Anstieg der Stahlnachfrage fortsetzen soll.

*

Die Produktions- und Absatzverhältnisse bei den stahlverarbeitenden Industriezweigen sind für die eisenschaffende Industrie mithin von besonderem Interesse. In der Investitionsgüterindustrie, in der die wichtigsten Stahlverarbeiter, wie Stahlbau, Maschinen- und Fahrzeugbau, Schiffbau usw., zusammengefaßt sind, hat sich allerdings die Auftragslage seit Mitte 1961 nicht gerade günstig entwickelt. Aber für die gegenwärtige Produktion dieser Industriezweige spielen die Auftragsbestände zunächst eine größere Rolle als die Auftragsgänge, weil wegen der Länge der Herstellungszeit, wie sie insbesondere für Maschinen, Stahlbauten usw. üblich ist, die rückläufige Auftragsentwicklung bei den vorliegenden, zum Teil hohen Auftragsreserven kaum vor 1963 Einfluß auf die Produktion gewinnt. Diese ansehnlichen Auftragsbestände der Investitionsgüterindustrien sichern also bei guter Beschäftigung einen weiteren Stahlverbrauch auf hohem Niveau, eine nennenswerte Zunahme ist jedoch voraussichtlich bei der derzeitigen Konjunkturlage kaum zu erwarten.

*

Die Bestellungen aus der Montanunion sind von 221 000 t im Januar auf 175 000 t im Juni zurückgegangen. Es kann angenommen werden, daß der Grund für diesen Rückgang im Nachlassen des Exportgeschäftes bei unseren westlichen Nachbarn zu suchen ist. Frankreich, und im besonderen Maße Belgien und Luxemburg, deren Absatz sonst zum weitaus größten Teil in das Ausland geht, wenden sich bei einer Flaute am internationalen Stahlmarkt stets stärker den Kunden im Inland zu. Der am internationalen Stahlmarkt herrschende Wettbewerbs- und Preisdruck und die sich abschwächende Aufnahmefähigkeit des amerikanischen Marktes sind im wesentlichen die Gründe für die rückläufige Entwicklung der Aufträge aus dritten Ländern an die Werke in der Bundesrepublik von 342 000 t im Januar auf 169 000 t im Juni.

*

Der konjunkturelle Aufschwung des westdeutschen Stahlmarktes seit Januar kam fast ausschließlich dem Flachstahlbereich zugute. Alle Blechsorten standen neben anderen Walzstahlerzeugnissen, wie Schienen, Breitflanschträger und Bandstahl, mit unterschiedlichem Anteil in der Gunst dieser Entwicklung. Dagegen waren Stabstahl, Walzdraht, Formstahl und Spundwände von einer zum Teil beträchtlichen Abschwächung betroffen. Besonders Stabstahl, das bedeutendste Walzstahlfertigerzeugnis, litt unter den schlechten Preisen an dritten Märkten.

Für uns als einen der bedeutendsten westdeutschen Grobblecherzeuger war die überraschende Entwicklung auf dem Blechsektor recht erfreulich. In diesem Bereich stiegen die Auftragsgänge in den ersten sechs Monaten 1962 zum Teil erheblich über die Zahlen des Vorjahres, z. B. bei Feinblech um 35%, bei Weißblech um 22%, bei Grobblech um rund 14%, bei verzinktem Blech um 12% und bei Mittelblech um rund 3%.

Die Aufwärtsbewegung der Grobblechnachfrage wurde wesentlich durch die Aufträge von Lohnveredlungen für die Herstellung geschweißter Rohre in einem deutschen Großrohrwerk angeregt; dabei handelt es sich um einen sowjetischen Auftrag in der Größenordnung von 185 000 t. Zugleich ergab sich vorübergehend auch eine leichte Zunahme der Bestellungen der inländischen Grobblechverbraucher sowie des lagerhaltenden

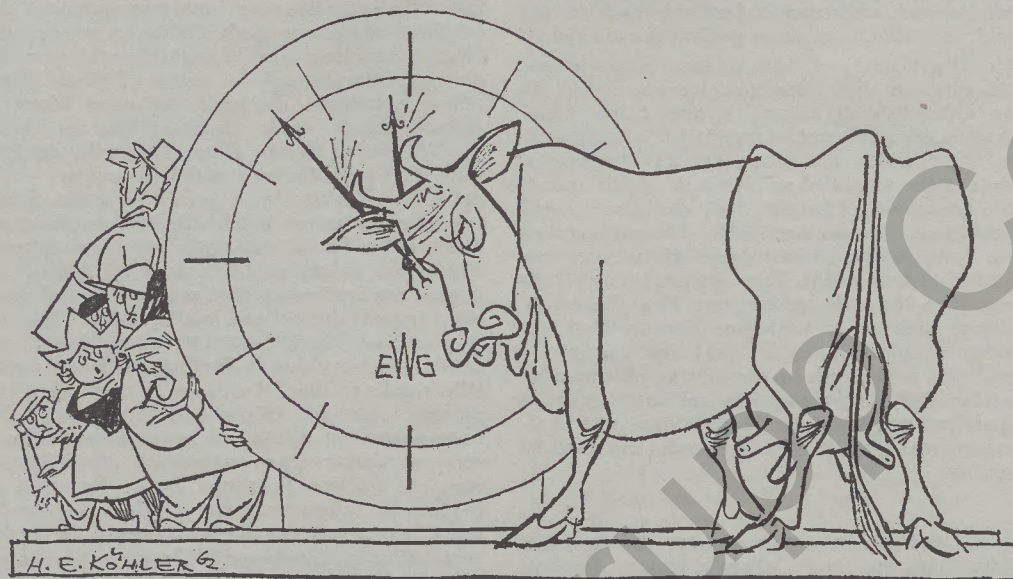
Lesen Sie bitte weiter auf Seite 18

Europa - eine Großmacht entsteht

Ein optimistischer Bericht über das Werden Europas
Skeptiker sollten einige Fragezeichen hinzufügen

Die Weltpolitik, die bis zum Jahr 1939 ein kunstvolles und hochkompliziertes Spiel unter fünf oder sechs fast gleichwertigen Partnern – den klassischen europäischen Mächten sowie den USA und Japan – war, bietet sich heute als Zweikampf zwischen den USA und Rußland, den großen Siegern des zweiten Weltkriegs, dar. Entsprechend dieser politischen Entwicklung spitzte sich auch die wirtschaftliche Konkurrenz immer mehr zu auf ein Duell der beiden Ganzgroßen. Beide Seiten wissen, daß die politische Weltherrschaft davon abhängen wird, welches wirtschaftliche System – das kapitalistische Amerikas oder das kommunistische Rußlands – auf die Dauer das erfolgreichere sein wird. Alle Welt blickt gebannt auf den Wettstreit der beiden Kolosse, und lange Zeit schien es, als ob das Schicksal der Welt nur von diesen beiden Mächten bestimmt werden könne. Aber im Schatten dieser faszinierenden Auseinandersetzung wächst in aller Stille eine dritte Weltmacht – weit vor dem roten China – heran: EUROPA, das sich zum erstenmal in seiner jüngeren Geschichte ernst entschlossen zeigt, seine unselige Zersplitterung zu überwinden. Noch aber sind wir erst auf dem Wege nach Europa. Die wirtschaftliche Einigung der sechs Staaten Frankreich, Bundesrepublik, Italien, Niederlande, Belgien und Luxemburg in der EWG, der Euroöischen Wirtschaftsgemeinschaft, ist erst ein vielversprechender Anfang, der aber noch keinesfalls als abgeschlossen gilt – denken wir nur an die Schwierigkeiten, die sich aus der Einbeziehung der Landwirtschaft in den Gemeinsamen Markt ergaben, oder an die noch ausstehende Steuerharmonisierung innerhalb der „Sechs“. Ungelöst ist noch das Problem der Eingliederung Großbritanniens in die EWG. Und die politische Einigung Europas, die notwendig der wirtschaftlichen folgen sollte, ist erst im Stadium ernsthafter Diskussionen. Wird es zunächst ein Europa der „Drei“ – Frankreich, Bundesrepublik, Italien – oder doch gleich der „Sechs“? Bleibt Großbritannien politisch vor der Tür Europas? Werden die „Kleinen“ – etwa Dänemark, Norwegen, Griechenland, Irland, Island, Türkei, oder die „Neutralen“ – Schweden, Finnland, Österreich, Schweiz – nur „assoziiert“ oder „integriert“? Was wird mit Spanien und Portugal? Fragen über Fragen, die noch einer Antwort harren. Eins aber scheint sicher: Trotz aller Schwierigkeiten gehen die Politiker Europas den Weg weiter, den sie nach 1945 beschritten haben: er führt zu einem „Vereinigten Europa“.

Im November 1950 fragten amerikanische Presseleute einen angesehenen Professor der Universität von New York City, was man von Europa wohl noch erwarten könne, nachdem der Krieg seine Wirtschaft ruiniert, seine Städte zerstört und Millionen seiner besten Söhne verschlungen hatte. Der Gelehrte gab zur Antwort: „Sehr wenig, vielleicht weniger als nichts...“ Vielleicht weniger als nichts... Amerika – und nicht nur Amerika – hatte Europa abgeschrieben. Dieser zerrissene, gequälte Kontinent am Rande des asiatischen Festlandblocks erschien zwar noch wichtig genug, dem vordringenden Kommunismus nicht kampfflos überlassen zu werden, aber nicht mehr lebensstüchtig genug, jemals wieder aus eigener Kraft in Weltwirtschaft und Weltpolitik einzugreifen. Die Mutter Europa schien dauernd dazu verurteilt, als Almosenempfänger ihrer Tochter Amerika eine nicht einmal zweitrangige Rolle zu spielen. Die Tochter Amerika half der armgewordenen Mutter in unvergessenem Umfang. Aber so ein klein wenig war es doch auch die Hilfe des Reichen, der sich unangenehm berührt fühlt von der Armut und dem sozialen Niedergang innerhalb der nächsten Verwandtschaft. Weitsichtige Politiker förderten den Marshall-Plan, dem Millionen Europäer und Asiaten das nackte Überleben verdanken. Doch gab es auch viele Amerikaner, die eigentlich nicht viel Sinn sahen in dieser größten Hilfsaktion der Geschichte. Schließlich waren die Europäer ja selber schuld an ihrem Niedergang. Und schließlich war es auch verlockend, in die von Europa geräumten wirtschaftlichen und politischen Positionen überall in der Welt einzurücken. Und so ging Amerika mit der ihm eigenen Unbefangenheit daran, das Erbe Europas noch zu dessen Lebzeiten anzutreten.



Anläßlich der EWG-Agrardebatten im Frühjahr 1962: „Wann Europa beginnt, bestimme ich!“

Zeichnung: H. E. Köhler (in DIE ZEIT)

Keine Vorstellung vom Massenmarkt...

Der Weg schien frei für eine Weltmarktherrschaft ohne Vorbild. Die Russen nahm man – 1950 – wirtschaftlich noch nicht ernst, und in Europa fehlten offensichtlich alle Voraussetzungen für einen neuen Aufstieg. Damals schrieb die vor allem in der amerikanischen Geschäftswelt viel gelesene Zeitschrift „Fortune“: „Europa hat keine Vorstellung vom Massenmarkt, wenig Gefühl für den Dienst an der Öffentlichkeit, verworrene Vorstellungen vom Wettbewerb, einen niedrigen sozialen Status und keinen Funken Vertrauen in seine eigene Zukunft...“ Das alles stimmte, damals im Jahre 1950. Es waren einfache, unwiderlegbare Tatsachen, „facts“ wie die Amerikaner sagen. Aber die Schlüsse, die man daraus zog, waren falsch. Sie mußten falsch sein, weil die Herren Experten, neben den harten facts auch die geistig-seelischen

Kräfte – die oft dauerhafter Geschichte machen als Kanonen, Produktionszahlen und Kapazitäten – in ihre Kalkulation einzubauen. Diese Kräfte, die es Europa gestattet haben, ein halbes Jahrtausend die Welt zu beherrschen, kulturelle und zivilisatorische Großtaten zu vollbringen, Technik und Industrie voranzutreiben – obwohl es im Inneren nie zur Ruhe kam, obwohl es immer wieder neue Bedrohungen durchstand. Die Amerikaner des Jahres 1950 hatten gut reden und gut tadeln: „Keine Ahnung vom Massenmarkt.“ Ihr Land, ein Kontinent für sich, konnte – von kriegerischen Verwicklungen kaum gestört – über viele Jahrzehnte hinweg zu einem einheitlichen Markt zusammenwachsen. Europa, dessen heutige politische und wirtschaftliche Gliederung zurückreicht in jene Zeiten, da ein Markt noch ein Marktplatz war, und jede Stadt ein Wirtschaftsglied für sich darstellte, konnte das nicht.

... verworrene Vorstellungen vom Wettbewerb!

Als der „Fortune“-Artikel erschien, feierten Lebensmittelkarten und Bezugsschein in Europa gerade ihr zehnjähriges Jubiläum. Was Wunder also, daß nur noch „verworrene Vorstellungen über den freien Wettbewerb“ bestanden? Zehn Jahre lang hatte der Mangel, die Not, die Improvisation geherrscht. Zehn lange Jahre wurde nicht gekauft und verkauft, sondern „organisiert“ und „zugeteilt“ in Europa. Amerika kannte das alles nur vom Hörensagen. Sein gewaltiges Potential, seine unerschöpflichen Rohstoff- und Energiequellen erlaubten es ihm, den Krieg wirtschaftlich „mit der linken Hand“ zu führen. Im zivilen Bereich lief alles fast ungestört weiter. Wettbewerb, freie Konsumwahl

ben amerikanische Zeitungen: „Die aufsteigende Weltmacht ist nicht mehr Amerika, auch nicht Rußland – sondern Europa!“ Europa – das sind die 18 Staaten* zwischen Island und Istanbul, die nichtkommunistischen Länder, die heute Grenzmark des freien Westens entlang des Eisernen Vorhangs bilden. Es ist ein verstümmeltes Europa, ohne Ost- und Mitteldeutschland, ohne schlesische Kohle und rumänisches Erdöl. Ein Europa, das nur drei Prozent der Landfläche dieser Erde einnimmt, das – außer Kohle – kaum Bodenschätze aufweist, in dem aber trotzdem 25 Prozent der Weltbevölkerung leben.

Europa ist wieder Großmacht...

Dieses Rumpf-Europa ist heute wieder mit 40 Prozent am gesamten Welthandel beteiligt (215 Milliarden DM jährlich, gegen 152 Milliarden DM für die USA und nur 44 Milliarden DM für die Sowjetunion). Seine Industrieproduktion hat sich seit 1950 verdoppelt, sein Sozialprodukt wuchs doppelt so schnell wie das amerikanische. Der Warenaustausch der sechs EWG-Länder, der Keimzelle dieses neuen Europas, wächst regelmäßig um 20 Prozent jährlich. Innerhalb der EWG wird es 1965 keine Zölle mehr geben, und bis 1965 werden sich mit Sicherheit noch eine ganze Reihe europäischer Staaten der EWG anschließen. In der Produktion von Kohle und Stahl steht Westeuropa vor Amerika und Rußland. Von der Handelsflotte der Welt entfallen auf Europa allein 70 Millionen Bruttoregistertonnen, auf die USA 25 Millionen Bruttoregistertonnen und auf die Sowjetunion nur 4 Millionen Bruttoregistertonnen. Das sind „facts“, die ihre Wirkung auf die rivalisierenden Großmächte nicht verfehlen.

„Europa hat keine Vorstellung vom Massenmarkt“, schrieb „Fortune“ 1950. Europa ist heute ein Massenmarkt mit über 250 Millionen Verbrauchern, und es ist darüber hinaus sogar in der Lage, Fuß zu fassen auf dem kaufkräftigsten Massenmarkt dieser Erde: dem amerikanischen. Deutsche Volkswagen, italienische Schuhe, skandinavische Möbel erobern sich den USA-Markt. Auf allen Märkten der Welt machen europäische Firmen den selbstbewußten Amerikanern Konkurrenz – mehr, als denen lieb ist.

... weil es die Grenzen übersprang!

Europas Wirtschaft wächst zusammen. Immer mehr Unternehmen überspringen die Grenzen, verbünden sich mit ausländischen Konkurrenten, tauschen Lizenzen und Erfahrungen, gründen Filialen dort, wo die Kosten am niedrigsten sind. Produktion und Absatz, Geschmack und geschäftliche Praktiken werden „europäisch“. Viele Millionen Urlauber besuchen Jahr für Jahr das Ausland. Sie alle bringen fremde Gewohnheiten mit, die Einheimischen lernen von ihnen und sie wieder von den Einheimischen.

Deutsche Wurst- und italienische Teigwaren, französische Liköre und holländischer Käse werden auf diese Weise „europäische“ Spezialitäten. Ihre Hersteller können mit 265 Millionen Kunden rechnen. Das erlaubt endlich auch in Europa wirklich rationelle Fertigungsmethoden, große Serien und damit Kostenrechnungen, die es immer breiteren Bevölkerungsschichten ermöglichen, am immer höherwertigen Konsum teilzunehmen.

Das ist neu für Europa. Aber seine Unternehmer und Ingenieure, seine glänzenden Facharbeiter haben es verstanden, sich in aller kürzester Zeit den neuen Bedingungen anzupassen.

Kapiert – aber nicht kopiert

Einhalb Jahrzehnte lang pilgerten Europas Wirtschaftsführer nach den USA, um dort die

* Unsere Betrachtung bezieht sich auf die Staaten: Island, Norwegen, Schweden, Finnland, Dänemark, Großbritannien, Irland, Frankreich, Belgien, die Niederlande, Luxemburg, Bundesrepublik Deutschland, Schweiz, Österreich, Griechenland, Italien, Spanien, Portugal. – Der Europäischen Wirtschaftsgemeinschaft (EWG) gehören an: Frankreich, Italien, Belgien, die Niederlande, Luxemburg und die Bundesrepublik. Verhandlungen über den Anschluß Englands an die EWG sind im Gange.

modernsten Errungenschaften der Produktionstechnik und des Absatzes zu studieren. Die Europäer sahen, lernten. „Kopieren, aber nicht kopieren!“ war ihre Devise. Und Amerika gab den Besuchern aus dem verarmten Europa das mit, was letztlich entscheidend wurde: Den Glauben an die Zukunft, an die Unbegrenztheit menschlicher Einfalls- und Leistungskraft (und menschlicher Bedürfnisse), den Glauben an den Fortschritt, an die motorische Kraft des Wettbewerbs, an die Freiheit. Das Erlebnis der amerikanischen Weite weckte in den Besuchern die Sehnsucht nach ähnlich großen Räumen, die allein die Entfaltung aller unternehmerischen Begabungen ermöglicht.

Nur ein vereintes Europa konnte diese großen Räume noch bieten. In dieser Erkenntnis trafen sich Europas Wirtschaftsführer mit weitsichtigen Politikern aller Nationalitäten: Die Wirtschaft wurde zum Motor der europäischen Einigung...

Europas Unternehmer und Gewerkschaften, die zum Teil ein volles Vierteljahrhundert keine wirklich freie Marktwirtschaft mehr kannten, verdanken es weitgehend amerikanischer Aufgeschlossenheit, daß sie so schnell wieder Anschluß fanden an die modernen wirtschaftlichen und sozialen Entwicklungen. Sie waren fasziniert von der breiten Wohlstands-Streuung in USA, vom „Volkskapitalismus“ im besten Sinne – viele Millionen Amerikaner sind Aktionäre, also Mitinhaber großer Werke.

Die Funktion des Unternehmers erschien in einem gänzlich neuem Licht: Galt er bis dahin im links-sozialistisch angehauchten Europa weiterhin als Ausbeuter, erkannte man jetzt die zentrale Rolle auch des Unternehmers in der Öffentlichkeit als einen Wegbereiter des Fortschritts und des Wohlstands.



Zeichnung: Fritz Wolf (in DIE WELT)

Europa-Bummel der „Sechs“: Wann kommt Großbritannien nach?

Was Amerika schon früher in aller Breite erkannte, wurde nun auch Allgemeingut europäischer Wirtschaftler: daß das Florieren eines Unternehmens von der Kaufkraft des Volkes und damit letzten Endes von den bezahlten Löhnen abhängt. Kein Zweifel, daß diese Sicht der Dinge das Verhalten der Sozialpartner in den europäischen Ländern vorteilhaft beeinflusste.

Gute Löhne und guter Geschmack

Am meisten aber hat sich seit 1950 der „soziale Status“ in Europa gewandelt. Ein amerikanisches Professoren-Kollegium kam jüngst zu dem Schluß, daß die in Amerika noch immer weit verbreitete Meinung, wonach europäische Waren ihre Konkurrenzfähigkeit nur den niedrigen Löhnen in Europa verdanken, falsch und gefährlich sei. Die Facharbeiterlöhne in den westeuropäischen Industrieländern stiegen in den letzten zehn Jahren schneller als sonst irgend-

wo. Sie nähern sich rasch dem amerikanischen Niveau. Aber trotz der steigenden Lohnkosten wird die europäische Konkurrenz immer stärker und erfolgreicher.

Europa hat gelernt, sich auch im scharfen Wettbewerb zu behaupten. Amerika hat ihm manches beigebracht. Aber die eigentlichen Voraussetzungen dafür sind uralte und europäisch: Es sind der ungeheuer schöpferische Geist, der diesem unvergleichlichen Gemisch von Völkern und Begabungen noch immer ungebrochen ist, die tüftlerische, noch immer im Handwerklichen und Volkstümlichen wurzelnde technische Begabung des europäischen Arbeiters, der sichere künstlerische Geschmack alter Kulturvölker, der sich in der industriellen Formgebung genauso äußern kann wie etwa in der Pariser Mode.

Und doch steht Europa erst am Beginn der Entwicklung...

Amerika steht voller Verwunderung vor diesem Wiederaufstieg des alten Europa. Es fehlt nicht an ehrlicher Anerkennung:

„Die Bevölkerung Westeuropas steht erst am Anfang ihres Aufstiegs. Sie schafft für die Probleme unsere Zeit eigene Lösungen, die anders sind als unsere (amerikanischen), die aber wirksam und den modernen Verhältnissen in der Welt besser angepaßt sind. Der europäische wirtschaftliche Aufstieg wird sich auch in den nächsten 10 Jahren fortsetzen, womit Europa und die Europäer zu einer konjunkturellen Blüte kommen werden, die sie niemals vorher gekannt oder auch nur erwartet haben.“

Dieses Zitat stammt aus einem großen Informationswerk, das 19 amerikanische Professoren

1961 herausbrachten. Heute empfehlen maßgebende Männer Amerikas ihren Landsleuten, nach Europa reisen, damit sie dort sehen, „wie man sowas macht“...

Ja, Europa steht erst am Anfang. Hält man sich vor Augen, welche Erfolge allein schon die Europäische Wirtschaftsgemeinschaft (EWG) der sechs Länder in der kurzen Zeit ihres Bestehens aufzuweisen hat, so kann man sich unschwer vorstellen, welchen wirtschaftlichen Aufschwung unser Kontinent dann erst nehmen wird, wenn sich auch die bisher abseits gebliebenen Länder – vor allem Großbritannien, Schweden und die Schweiz – zu einer engen Zusammenarbeit mit dem „harten EWG-Kern“ bereitfinden. Vielleicht wird die Anziehungskraft dieser neuen Wirtschaftsgröße Europa eines Tages sogar so groß sein, daß sich auch das große Amerika als gleichberechtigter Partner in eine atlantische Wirtschaftsgemeinschaft einfügt. Wer weiß, was in zehn Jahren sein wird?

Urlaub per Autobus

**Pauschalreise-
erlebnisse
von Verena Graf**

Eine durchschnittliche Reisegruppe besteht aus 28 Leuten. Darunter sind fünf Ehepaare, zwei alleinreisende Herren und sechzehn unternehmungslustige einzelne Damen. So ist es bei uns Deutschen. Bei anderen Nationen verschiebt sich das Verhältnis leicht. Bei Franzosen und Italienern zum Beispiel sind Männer stärker vertreten, bei Amerikanern gibt es nur einen einzelnen alleinreisenden Herrn — und der ist über siebzig. Es ist nun ein eigenartiges Gesetz, daß jede Gruppe ein Nährboden für bestimmte Verhaltensweisen ist, die sich unfehlbar entfalten und wiederholen. Keine Gruppe ist ganz davon frei. Wir wollen versuchen, einige Punkte herauszustellen, an denen dieses Phänomen besonders deutlich wird.

Postkarten

Es gäbe keinen organisierten Tourismus, wenn es zwischen dem Nordkap und Ägypten keine Postkartenindustrie gäbe. Der stärkste Anreiz zum Reisen fiele dann nämlich weg. Jedes Mitglied der Gruppe verschiebt in 14 Tagen durchschnittlich ein Dutzend Postkarten. Nur der Termin des Ausstoßes wird individuell geregelt. Der eine schreibt sie alle am Anfang der Reise, der andere am Schluß. Nur Anfänger kleckern durch die ganzen 14 Tage hindurch.

Halbzeit im Stahljahr 1962

Fortsetzung von Seite 15

Handels. Auftragszahlen in einer bisher nicht gekannten Höhe von 353 000 t im Februar, 395 000 t im März und 359 000 t im April waren die Folge (die Monatsdurchschnitte für Grobblechtauftragseingänge betrugen 1961 276 000 t und 1960 296 000 t). Im Mai und Juni hat sich der Auftragseingang wieder auf das gewohnte Niveau von rund 285 000 t je Monat gesenkt.

Die Belegung am Mittelblechmarkt verlief wesentlich ruhiger, wie die bereits angeführte Zuwachsrate von 3 % erkennen läßt. Aber auch bei dieser Walzstahlsorte hat die Inlandsnachfrage angezogen.

Dank dieser Entwicklung haben die Grobblech- und Mittelblechwalzwerke seit Jahresanfang ihre Auftragsreserven erhöhen können, da die Lieferungen in diesen Monaten sich meist unter den Auftragseingängen hielten.

*

Auch die Ruhrstahl AG, besonders das Grobblechwalzwerk der Henrichshütte in Hattingen, spürte die erfreuliche Belegung der Nachfrage. Nach dem letzten Quartal 1961, dem schlechtesten des vergangenen Jahres, hob sich der Auf-

Fotografieren

Der Teilnehmer ohne Kamera fällt unangenehm auf und gilt als Snob. Bereits bei der Abfahrt wird der Koffer mit dem Anhängeschild der Reiseorganisation am Griff auf dem Bahnsteig geknipst. Im Ausland sind Aufnahmen millionenfach fotografierter Objekte, wie des Eiffelturmes oder des Kolosseums, besonders beliebt. Das „Volksleben“ hat es längst heraus, daß sich durch Posieren glänzend verdienen läßt. Die Preise für Motive wie „Capri-Fischer“ oder „Araber auf Kamel vor Sphinx“ steigen von Jahr zu Jahr.

Pünktlichkeit

Spätestens am dritten Reisetag weiß man, auf wen man ständig zu warten hat. Meist sind es ganz harmlose Gemüter, die wirklich nichts dafür können. Bei einem viertelstündigen Bus-Aufenthalt am Golf von Spezia bestellen sie zum Beispiel die dort berühmte Fischsuppe. Na — und sollen sie die etwa brühheiße hinunterschlingen, wenn sie nach achtzehn Minuten kommt?

Hotelzimmer

Einige fühlen sich immer benachteiligt. Die Reiseleitung scheint es nicht gut mit ihnen zu meinen, obgleich sie doch ebensoviel bezahlt haben, wie die anderen. Wie wäre es sonst möglich, daß ihr Hotelzimmer in Madrid auf den Hof geht, daß in Sevilla um Mitternacht auf der Straße noch Krach ist und daß in Granada der Wasserhahn leckt! Kruses dagegen wohnen stets nach vorn, und Fräulein Winter hat noch nie schlüssellose Schranktüren durch gefältes Papier festkleben müssen. Es ist einfach Schikane, und man wird sich zu Hause beschweren.

Ehepaare

Sie sind unzertrennlich. Besonders Frauen reklamieren dauernd und lautstark ihre Männer.



Höchste Befriedigung: „Schließlich muß man alles mal mitgemacht haben!“

Selbst bei großer Eile ist eine zwanglose Sitzordnung bei Tisch oder in Fahrzeugen unmöglich. Gekippte Stühle oder eine andere Art von Belegung bekräftigen dem unglücklichen Platzsucher die aggressiv vorgetragene Bemerkung: „Hier sitzt mein Mann!“

Essen

Es ist erstaunlich und bedauerlich, daß das Ausland noch nicht die deutsche Küche akzeptiert hat. Gute Noten bekommen nur die Franzosen und allenfalls die Österreicher. In Spanien und Italien „schwimmt“ bekanntlich alles in Öl. In Schweden ist das Brot zu süß, in Dalmatien der Kaffee zu bitter. Worauf man sich am Ende der Reise am meisten freut: eine gute, deutsche Erbsensuppe mit Speck.

Andenken

Die größten Greuel, über die die Gruppe am ersten Tage gelacht hat, finden sich am letzten bestimmt in den Koffern wieder. Man konnte einfach nicht widerstehen. Die Entschuldigung: „Ach, nur für meine Putzfrau!“ ist dünn. Später steht der Schiefe Turm von Pisa in Gips doch im eigenen Regal.

Zeichnung: Limmroth (in „Schlag zu!“ Fackelträger Verlag)

tragseingang für die Grobblechwalzstraße im Durchschnitt des ersten Quartals um über 12 000 t auf fast 36 000 t; im April stiegen die Auftragszahlen sogar auf 41 300 t, senkten sich aber parallel zur Marktbewegung im Mai wieder auf 28 000 t. In gleicher Weise besserte sich auch der im zweiten Halbjahr 1961 etwas schwächere Auftragseingang für Mittelbleche.

Dank dieser günstigen Auftragsentwicklung in einem Erzeugungsbereich, in den der größte Teil des in der Henrichshütte erzeugten Rohstahls geht, wird in der Unternehmensleitung damit gerechnet, daß in Hattingen das Stahl- und das Walzwerk bis Ende des Jahres voll ausgefahren werden können. In den Erzeugungssparten der Werkstätten ist die Lage im ganzen befriedigend. Die Eisen- und Stahlgießereien sowie die Radsatzwerkstätten sind gut beschäftigt. Die Auftragslage der Schmiede ist zufriedenstellend. Auch in den übrigen Betrieben der Weiterverarbeitung unseres Unternehmens, in Annen und Brackwede, läßt sich der Absatz mengenmäßig gut an.

*

Ob sich jedoch im laufenden Jahr gegenüber 1961 wiederum eine Zuwachsrate des Ruhrstahlsatzumsatzes von 5 % erzielen lassen wird, ist nach dem bisherigen Stand fraglich. Die Umsatzent-

wicklung bei der gesamten Stahlindustrie im Bundesgebiet zeigt nach den vorliegenden Zahlen für das 1. Quartal 1962 gegenüber dem Vorjahr einen Rückgang. Der Gesamtumsatz der Hochofen-, Stahl- und Warmwalzwerke Westdeutschlands hat sich im Vergleich zum 1. Quartal 1962 um fast 12 % verringert. Diese rückläufige Entwicklung ging bei gleichbleibendem Auslandsumsatz zu Lasten des Inlandsgeschäfts. In der gleichen Periode hat der Umsatz der Schmiede-, Preß- und Hammerwerke den vorjährigen Stand gehalten, und zwar lediglich dank einer Steigerung des Auslandsatzumsatzes um rund 28 %. Auch die Eisen-, Stahl- und Tempergießereien kamen im ersten Quartal annähernd wieder auf die gleichen Werte wie im Vorjahr.

*

Die Besserung am Stahlmarkt führte freilich einen grundsätzlichen Wandel der bisherigen Entwicklung nicht herbei. Die Nachfrage hat sich nach dem Aufschwung im ersten Jahresdrittel bereits wieder beruhigt; auch das Auslandsgeschäft schwächt sich ab. Die weiteren Aussichten der Stahlwirtschaft sind unter diesen Umständen schwer zu beurteilen; vielleicht wird man erst nach der sogenannten „Sommerpause“ mit der nächsten Belegungswelle rechnen können.



Ankunft der Berliner Ferienkinder im Naturfreundehaus: die „Naturfreunde“ machten Stielaugen

Presswerke Brackwede

Aktion „Berliner Ferien- kinder“

**38 Berliner
Ferienkinder
erlebten die
Schönheiten
des Teuto-
burger Waldes**

**Bericht über eine
Spendenaktion,
die ein voller
Erfolg wurde**

„Die Berliner Gören sind da!“ BR-Vorsitzer Behrens und BR-Mitglied Schröder eilten dem Bus entgegen, der nach fast achtstündiger Fahrt von Berlin sein Ziel – das Naturfreundehaus Oerlinghausen – erreicht hatte. Und schon quoll es ihnen entgegen: 38 quicklebendige Mädels zwischen 10 und 14, unter der Obhut von drei Betreuerinnen und einem Betreuer der Berliner Arbeiterwohlfahrt.

Die Reporter der Bielefelder Lokalpresse griffen zu ihren Kameras – und schon stand die ganze Korona in Positur. „Kinder, eure Koffer!“ Gedränge am Bus-Gepäckraum. „So, nun rauf zum Haus.“ Jede packte ihren Koffer und man versammelte sich vor dem Hauseingang, wo eine Gruppe junger „Naturfreunde“ angesichts des massierten Mädchenaufgebots angab, wie's unter Teenagern üblich ist. Das war vielleicht ein Kichern ...

Aufteilung in „Schlafgemeinschaften“. Schon gab's Probleme: die großen Mädchen paßten nicht in die Dachstuben; also tauschte man mit den Kleinen die Zimmer ... Stiegen rauf, Stiegen runter; die Betreuerinnen waren hier und dort. Koffer wurden ausgepackt. Es wurde viel gealbert. Wer kennt nicht den Vergleich vom Sack Flöhen, den zu hüten ... usw.?

*

Da waren nun die Kinder aus Berlin im Naturfreundehaus Oerlinghausen, ganz so, wie man es sich im Oktober vergangenen Jahres vorgestellt hatte, als der Kollege Schröder im Anschluß an eine DGB-Fahrt nach Berlin – noch unter dem Eindruck der Mauer vom 13. August – die Kollegen der Presswerke zu einer Spendenaktion für Berliner Ferienkinder aufrief. Eine „Busladung Berliner Gören“ sollte einen unbeschwerten Ferienaufenthalt in der praktisch unbegrenzten Natur des Teutoburger Waldes verleben können. Und die Belegschaft des Werkes sammelte: 3391,- DM kamen zusammen, die Werksleitung legte einen entsprechenden Betrag dazu – und 90,- DM Zinsen hatten den Ferienfonds seither vermehrt. Der





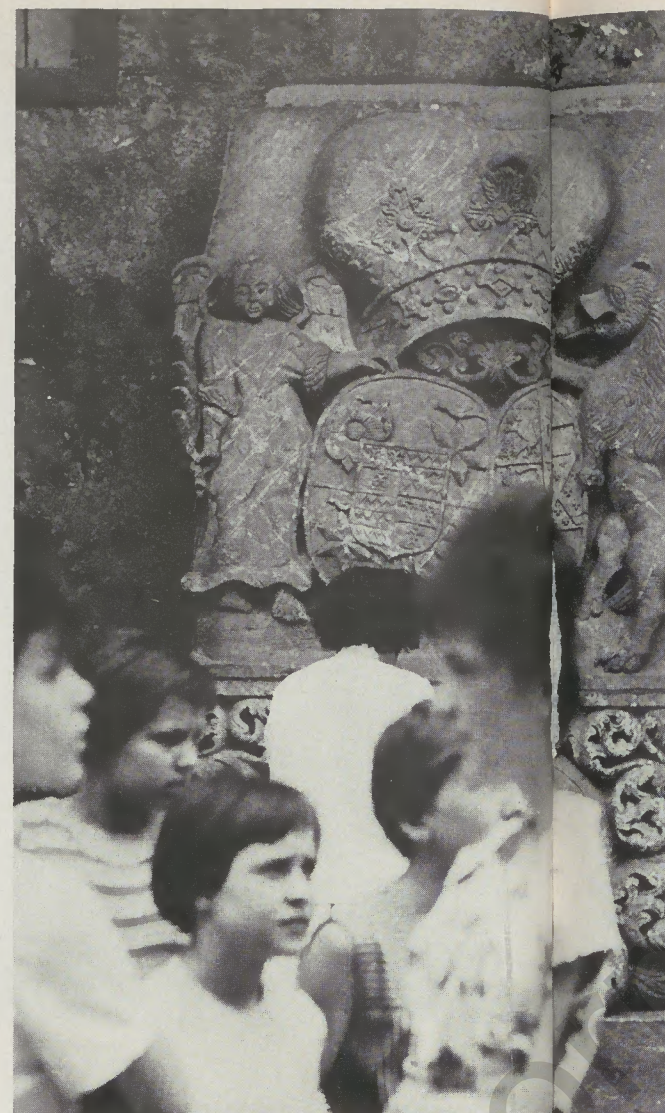
Feucht-fröhliche Lippefahrt: „Onkel Ottos“ Wanderpfade waren nichts für hohe Hacken

Kantinenpächter der Presswerke spendete 500,- DM und selbst der Milchlieferant des Werkes gab 91,- DM in Naturalien. Wir wollen es ruhig vermerken.
Kraft Behrens nahm sich der Sache an, und gemeinsam mit dem Kreisausschuß Bielefeld des DGB – der aus organisatorischen Gründen als Einlader und Durchführer der Ferienaktion fungierte – wurden alle Einzelheiten des 14tägigen Ferienaufenthaltes der Berliner Arbeiterkinder geplant und vorbereitet: die Unterbringung und Verpflegung, die Ausflugsfahrten, die Wanderungen und Freizeitgestaltung bei schlechtem Wetter. Man hatte sogar noch vorsorglich eine Unfall-Invaliditätsversicherung für die Kinder abgeschlossen. Es sollte kein Risiko offenbleiben.

*

Und alle Mühe brachte Zinsen: Die Freude der Kinder war den Organisatoren, besonders aber dem Kollegen Behrens sowie dem Vertrauensmänner-Obmann Lüttswager und dem Initiator der Aktion, BR-Mitglied Schröder, die fast jeden Tag nach Dienstschaft zum Naturfreundehaus fuhren, der schönste Lohn. Verregnet, aber herrlich für die „Gören“ war die Fahrt durchs Lippeland am 19. Juni. Was haben sie alles gesehen: die Adlerwarte und das berühmte Hermannsdenkmal, die Externsteine und das Schloß Detmold. Entlang den Höhenzügen des Teutoburger Waldes ging die Busfahrt – von morgens 9 Uhr bis abends 18 Uhr. Auch die Halbtagesfahrt durchs Weserland am 22. Juni – mit den Höhepunkten Schiffshebewerk, Jordanbrunnen, Mausoleum und eine Rundfahrt durch das schöne alte Städtchen Detmold – wurde für alle zu einem

Erlebnis. Unter der sachkundigen Führung von „Onkel Otto“, dem Heimvater des Naturfreundehauses, erschloß sich den Großstadtkindern die Vielfalt des Westfalenlandes. Auch nach Bielefeld ging es an einem Tag, vorbei an den Presswerken, deren Mitarbeiter den Kindern den Urlaub ermöglicht hatten. Oberhalb Bielefeld, auf dem „Rütli“, gab's eine große Kaffeetafel, eine Miniatureisenbahn, in der man fahren konnte, und Ponys zum Reiten. An alles hatten die Organisatoren gedacht. Und gewandert wurde, in den Bergwäldern rund um das Naturfreundehaus. Es wurde gesungen und gespielt. Und ehe man sich versah, war der Abreisetag herangekommen. Zum Abschluß: ein Kinderfest mit Sackhüpfen und Eierlaufen, mit all dem Schnickschnack, den Kinder so lieben. Schließlich hatten sie das Fest selbst inszeniert, leise unterstützt von den Betreuerinnen. Und dann stand eines Tages der Bus wieder da, die Koffer wurden verstaut, und mit viel Winken, einer leisen Wehmut in den Kinderherzen und dem Versprechen „Wir schreiben bald; es war sooo schön...“ verschwand der Bus im Wald. Eine Staubfahne nur blieb zurück. Für das Heimleiter Ehepaar wieder ein Abschied. Der wievielte? Bald aber sollte die dritte Busladung „Berliner Gören“ kommen, wieder eingeladen vom DGB Bielefeld und mitfinanziert von Bielefelder Industriefirmen wie schon Ende Mai, als erstmals 20 Berliner Kinder das versteckt im Walde liegende Naturfreundehaus mit lautem Leben erfüllt hatten. Wie hatte BR-Vorsitzer Behrens bei seiner Begrüßung der „Ruhrstahl-Kinder“ am 17. Juni gesagt? „Ich wünsche euch schönes Wetter, keine Unfälle – und nehmt ordentlich zu!“ Bis aufs Wetter haben sich die Wünsche erfüllt.



▲ Lippe-Detmold, eine wunderschöne Stadt...



▲ Schloß Detmold: in Filzpantoffeln auf historischem Parkett



▲ Am Tag, als der Regen kam...

Begegnung... ▼





Ruhrfestspiele

Schauspiel Kunst Diskussion

Abschließende Bemerkungen zu den 16. Ruhrfestspielen

„Romeo und Julia“, Shakespeares zeitlos-großartiges Liebesdrama; „Der Belagerungszustand“, Albert Camus' brennend aktuelles Lehrstück (vgl. WZ 6/62). Diese beiden Festpremierer standen am Beginn der diesjährigen Ruhrfestspiele, die sich in der Rückschau würdig anschließen an die Tradition, die die Folge von 15 Ruhrfestspielen bilden konnte. Welttheater, Diskussion auf der Bühne, Zeitkritik, Auseinandersetzung mit unserer Gegenwart; verschlüsselt oft, doch immer stimmten die Bezüge, immer wußte das Publikum, daß hier nicht Kunst zum Selbstzweck wurde, sondern daß Aussage erfolgt über die Rampe hinweg, Dis-

Pädagogisch hervorragend: „Idee und Vollendung“, die Kunstaussstellung der Ruhrfestspiele 1962

kussion entzündend in den Herzen und Hirnen des nach Zehntausenden zählenden Festspielpublikums.

Kaum ein Stück dürfte hierzu besser geeignet gewesen sein als Max Frisch' „Andorra“, jene Parabel vom „andorranischen Juden“, in der die Schuld der scheinbar Harmlosen triumphieren durfte, in der Rassenwahn und Existenzangst sich ein Opfer auserkoren: Andri, den vermeintlichen Judenfindling (vgl. WZ 6/62, Seite 14).

Eines der umstrittensten Genies des deutschen Theaters führte Regie: Fritz Kortner. Mit dem ihm eigenen Sinn für das im Text Verborgene hatte er das Stück zerlegt und mit Hilfe der besten Kräfte des Berliner Schillertheaters eine Inszenierung erarbeitet, die zu den ganz großen Theaterleistungen der Spielzeit 1961/62 zählt. Eine geradezu unheimliche Intensität ging von dem Geschehen auf der Bühne aus: Dieses Bergnest Andorra (Bühnenbild Hans-Heinrich Palitzsch) war schon optisch ein Symbol für geistige Enge, wo Intoleranz so gut gedeiht. Die biedereren Andorraner, die vor der Rampe eines imaginären Gerichts ihr selbstgerechtes „Nicht schuldig“ sprachen – und die dennoch alle mitschuldig waren am Tod des Andri: sie waren Sinnbild eines jeden Bürgers, der, in Vorurteilen befangen, auch durch sein Nicht-handeln schuldig wird. Auch wir waren gemeint, die wir bewußt den 30. Januar 1933 miterlebten, die Bücherverbrennungen und Synagogenschändungen. Auch wenn wir nicht aktiven Anteil hatten an den Pogromen: Wir haben es geduldet...

Das Publikum in Recklinghausen wußte das. Und sein Beifall galt nicht nur der schauspielerischen Leistung, er galt auch dem Autor, dem

man sich in diesem Augenblick verbunden fühlte. Doch wehe uns, wenn wir noch einmal die Probe aufs Exempel machen müßten... Unvergänglich bleibt die Gestalt des an seiner Lebenslüge zerbrochenen Lehrers in der Erinnerung: Martin Held, der vielleicht größte deutsche Charakterdarsteller der Gegenwart. Die Erinnerung an einen Emil Jannings, an Heinrich George wurde wach. Klaus Kammer in der unglaublich schweren Rolle des Andri bewies, daß er schon heute zu den Großen des Theaters gerechnet werden darf. Heidemarie Theobald als Barblin, Kind noch fast und doch schon Weib. Gemeißelt die Gestalt des Paters: Wilhelm Borchert; die geschwätzige, stets sich herauswindende Kreatur: Fritz Tillmann als Doktor. Helmut Wildt, ein fast-SS-Soldat. Die Mutter (Charlotte Joeres), Gisela Mattishent als Senora, der Wirt (Ernst Sattler) und Holger Kerpich als Geselle seien noch besonders hervorgehoben.

„Andorra“, das ist ein böses, aber genaues Stück wider die mörderische Dummheit der Spießer. Daß es ein Schweizer schreiben mußte, ist für uns Deutsche beschämend.

„Andorra“ ist ein Modellfall, er kann sich immer wieder ereignen, denn „Andorra“ ist überall. Er hat sich in Deutschland schon einmal ereignet.

Es blieb dem masurischen Erzähler Siegfried Lenz (Jahrgang 1926) vorbehalten, für uns Vergangenheit zu bewältigen. Er gehört jener Generation an, die an der Schuld der Eltern schwer zu tragen hat. „Die Zeit der Schuldlosen“, zuerst als Hörspiel und dann als Fernsehspiel einem breiten Publikum bekannt geworden, beschäftigt sich mit dieser Schuld, die sich nicht aus einem selbstverantwortlichen

Handeln, sondern aus dem Nichthandeln oder gar einem „Unter-Druck-Handeln“ herleitet: Neun Menschen, Bürger mit „reiner Weste“, zusammengesperrt mit einem „Schuldigen“, mit dem gescheiterten Revolutionär Sason. Ihr Auftrag: die Namen der Mitverschworenen von Sason zu erfahren. Sie haben die Wahl der Mittel. Das ist die Ausgangsposition.

Doch Sason schweigt. Eines Morgens ist er tot. Ermordet (vgl. WZ 6/62, S. 14). Die Bürger sind frei, doch ihre Westen sind befleckt. Schuld am Mord gibt niemand zu – also sind sie alle schuldig. Als vier Jahre später die Revolution siegt, finden sie sich abermals zusammen-gesperrt. Diesmal erwarten sie den Richter. Er ist unter ihnen. Sühne für eine alte Tat? Auch als unter Druck gesetzte „Mörder aus Gehorsam“ haben sie keine mildernde Umstände zu erwarten. Doch der Fall klärt sich nicht auf: „Die Schuld wird unter uns bleiben“, sagte einer der „Unschuldigen“.

Auch wenn zehn Eichmänner gehängt werden: Unseren Teil der Schuld müssen wir weiter mit uns tragen. Siegfried Lenz hat damit die Kollektivschuld-These wieder nach vorn gespielt – auch wenn sie heute vielen bereits ein Ärgernis ist.

Das Württembergische Staatstheater Stuttgart brachte dieses resignierte, ja bisweilen zynische Stück in der Inszenierung von Imo Moszkowicz nach Recklinghausen. Die Bühnenwirksamkeit dieses reinen Diskussionsstücks ist umstritten. Sie bleibt es auch in dieser Inszenierung, die gutes Landestheaterniveau besaß. Die Rollen – es war ein Männerstück – waren durchweg ordentlich besetzt; erwähnenswert waren der Baron (Ludwig Anschutz), der Hotelier (Kurt Norgall), Heiner Ingenlath als Ingenieur und Herbert Dubrow als Sason. Das Bühnenbild von Gerd Richter war praktisch, jedoch ohne besondere Kennzeichen.

„Andorra“ und „Zeit der Schuldlosen“, Variationen zum gleichen Thema. Leider gastierten beide Ensembles nur je drei Tage in Recklinghausen. Man hätte ihnen ein größeres Publikum gewünscht.

Mit Gerhart Hauptmanns „Die Weber“ kam ein Drama auf die Recklinghäuser Festspiel-Bühne, dessen soziale Anklage heute ins Leere stoßen muß: der Arbeiter der Gegenwart ist kein ausgebeuteter Sklave irgendwelcher Fronherren mehr; seine Forderungen an den sozialen Fortschritt orientieren sich schon lange nicht mehr am nackten „Existenzminimum“. So war denn die gestraffte „Weber“-Inszenierung Hans Schallas als eine verfremdete Retrospektive auf unsere soziale Vergangenheit, als eine sozialkritische Allegorie zu verstehen. Die krasse Überzeichnung der Typen, das Erstarren der Bewegungen aus der Aktion heraus, auch das Grau der hohlwangigen Weber kontrapunktiert durch die „Goldfassung“ des wohlgenährten Fabrikanten und seines Expedienten, sind Merkmale der auf Verfremdung angelegten Regiekonzeption. Fritzsches Bühnenbild entsprach der Vorstellung des Regisseurs. Man sah Bilder aus Käthe Kollwitz' Zyklus zu den „Webern“ lebendig werden – besonders eindringlich im 1. Akt.

Wohl selten formierte sich das Bochumer Ensemble zu so homogener „Masse“, das in sich gefügte Schauspieler-Kollektiv wurde zur Demonstration erstrebenswerten Ensemble-Theaters.

Und dennoch ragten – wie tragende Säulen – einzelne Leistungen besonders heraus: Liesl Alex als Mutter Baumert und Mutter Hilse, Uttendörfers Vater Baumert, Kaltheuners Pfarrer, Steigers Lumpensammler, Schloszes Expedient, Probsts Gendarm; Orlac, Thormann als Weber, Branding und Pelser als „Revoluzzer“. Welche Kontraste: Aberles Fabrikant und Rasps Vater Hilse – zwei Welten.

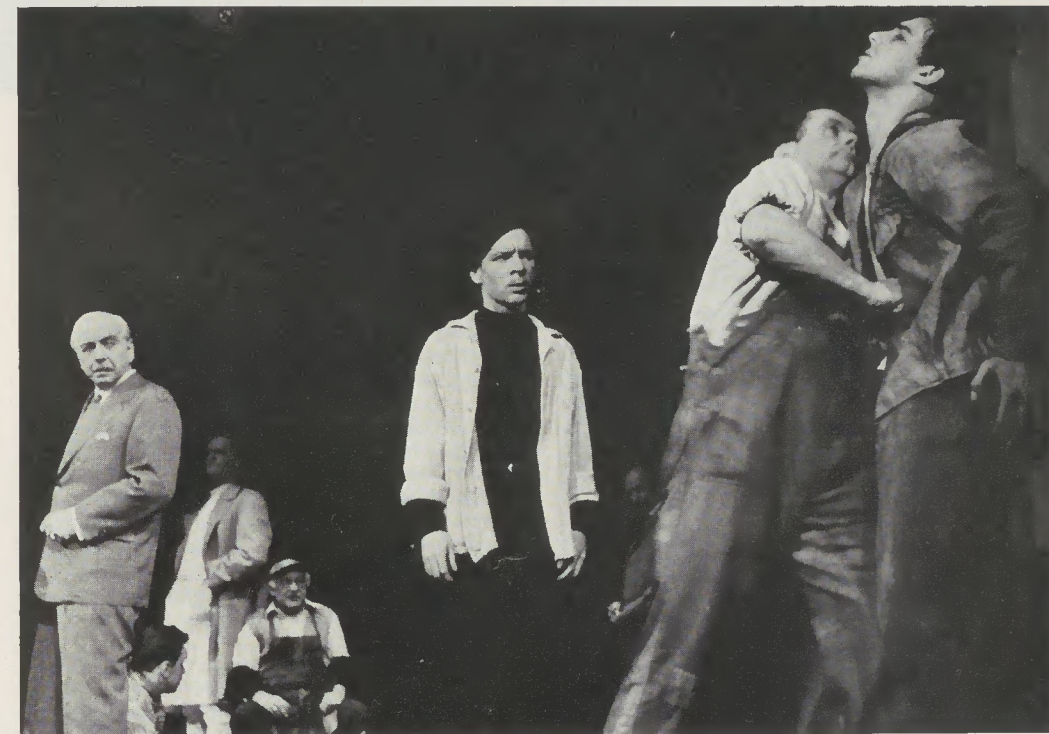
Hauptmann selbst hat die 1894 uraufgeführten

Die Weber: Sinnbild jeder Unterdrückung ▶

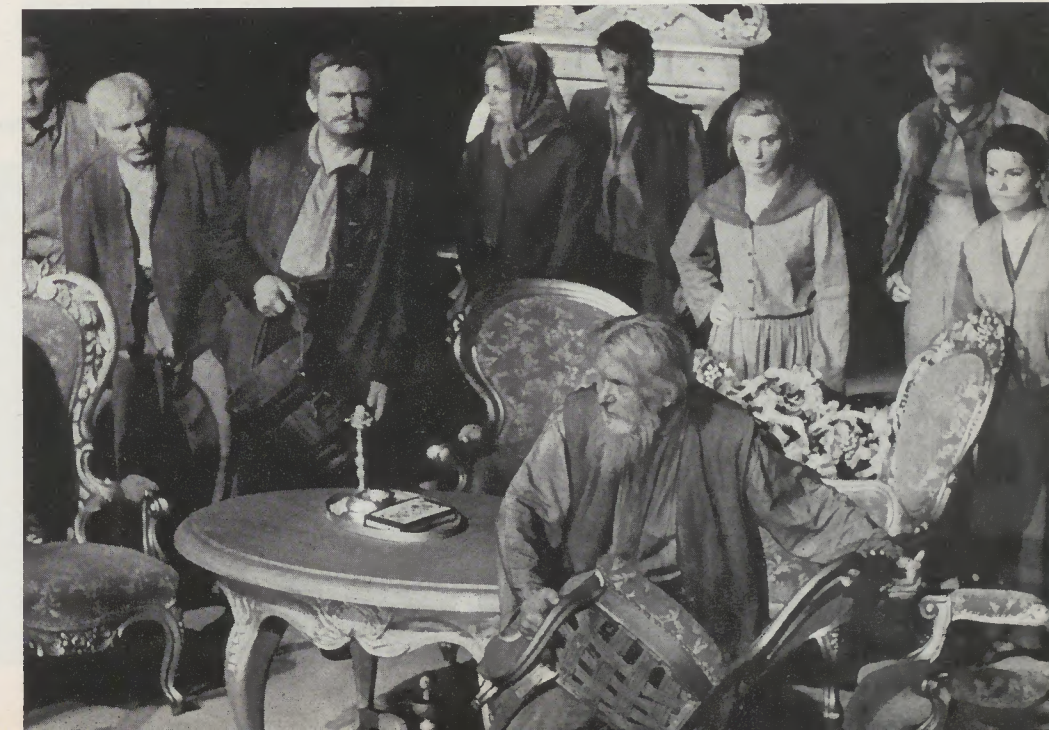
Lesen Sie bitte weiter auf Seite 30



▲ Andorra: gegen Rassenwahn und Selbstgerechtigkeit



▲ Zeit der Schuldlosen: Thema „unbewältigte Vergangenheit“



Ruhr- stahler machen Urlaub

Stipvisite in Wolfach ...

„Von den alten Städtchen im mittleren Schwarzwald ist Wolfach eines der schönsten. Die Lage der Stadt am Zusammenfluß der beiden Täler ist einzigartig, und wer von einer der Anhöhen auf sie herunterschaut, wird sich ihrem Zauber nicht entziehen können. Beiderseits des Kinzigbogens, der die Altstadt kraftvoll und schützend umschließt, ist Wolfach in den engen Raum des Talkessels hineingewachsen ... Die aus den Tälern der Wolf und der Kinzig mit den klaren Wassern hereinströmende Frische durchweht die bewegte Landschaft ...“ So steht es einem Prospekt des Verkehrsamtes – und wer von unseren Urlaubern dort gewesen ist, wird zugeben: es stimmt!

„Das ist einmalig. Man kann immer wieder andere Wege einschlagen.“ So die Meinung eines Hüttenmannes, der – fast schon am Ende seines Wolfach-Aufenthaltes – wieder einen neuen Ausblick auf das Wolfstal entdeckt hatte. Die Ruhrstahler-Gruppe verhielt den zügigen Wanderschritt. Einige Kameras hielten das Talpanorama fürs Album fest. Dann ein Blick auf die Uhr: „Wir müssen uns eilen, sonst kommen wir zu spät zum Essen ...“

„Schon am Ankunftsstag sage ich den Urlaubern, daß sie in ihrem eigenen Interesse pünktlich zu den Mahlzeiten kommen sollen. So kann ich garantieren, daß in spätestens 50 Minuten auch der letzte seinen Nachtschiff hat. Wer im Urlaub ist, soll seine Zeit nicht mit Wartezeiten verplempern.“ Der Wirt des Kurgartenhotels Wolfach, Gutmann, hat seinen Betrieb sorgfältig durchorganisiert. Er hat immerhin 220 Gäste

zu versorgen. Neben 41 Ruhrstählern machen regelmäßig noch Mitarbeiter der „Hibernia“ und der Siemens-Werke Urlaub in diesem großen, modern ausgestatteten Hotel direkt neben dem Kurpark. Zwar stehen nur 80 Betten zur Verfügung, aber die vom Hotel vermittelten Privatquartiere sind auch nach Meinung der Gäste günstig gelegen und gut. „Wenn's gar nicht anders geht, muß ich einige jüngere Leute in Oberwolfach einquartieren“, meint der Wirt – aber wir haben niemanden gesprochen, dem das etwas ausmachte. „Wir wollen ja hier frische Luft haben und wandern ...“ Na also.

Und wer die braungebrannten Ruhrstahler gesehen hat, weiß, daß hier niemand den Urlaub nur am Skatstisch und beim Bier verbringt. Da gibt es keine Höhe ringsum, die nicht erwandert wird. Tageswanderungen wurden verschiedentlich sogar in Halbtageszeit „geschafft“ – in Unkenntnis der verkehrsamtlichen Angaben – oder wegen der Mahlzeitdisziplin? Reuterberg, Vorstadtberg, Wolfsberg. Das sind die Nahziele. Weiter ging's in den Siechenwald, den Hagenbuch, die Elme, zum Frauenwald, Kirchberg oder Schirleberg. Wer nennt die Namen, all die Wanderziele, die unsere Urlauber in den 12 Aufenthaltstagen in größeren oder kleineren Gruppen erwandert haben?

„Am vergangenen Mittwochabend, da war hier was los. Da hätten Sie da sein sollen.“ Ein improvisierter „bunter Abend“ der Ruhrstahler, mit Gesang und Musik, mit manchem Freibier des Kurgartenwirts und viel Stimmung gehörte zu den schönsten Erinnerungen der Ruhrstahler, die in der zweiten Junihälfte in Wolfach waren. Oder die „Appelwoi“-Tour, die der Wirt arrangiert hatte. „Mit den Ruhrstählern mache ich das gern. Die sind in Ordnung“, war sein Kommentar uns gegenüber.

„Wir waren mal in Triberg“, meinte ein junger Hüttenmann, „aber außer den Wasserfällen gibt es da nichts, was es nicht auch in Wolfach gäbe. Und Wolfach ist noch ruhiger, noch gemütlicher.“

Besonders unsere Hüttenleute schwärmen regelrecht von der Ruhe und der herrlichen Luft des Schwarzwaldortes. „Und zu essen gibt es hier gut und reichlich. Nichts haben wir zweimal bekommen. Das ist allerhand.“ Der Wirt, darauf angesprochen, schmunzelt: „Ich weiß, was den Leuten schmeckt, und ich kümmere mich um alles selbst.“ Eine zehnjährige Hotelerfahrung, besonders in Sozialtouristik, macht ihn zum idealen Wirt. Und er hat ein Herz für die Urlauber aus dem Ruhrgebiet.

Man hat rasch den Eindruck, als herrsche unter den Ruhrstählern ein schöner Gruppeneist. „Die sind wie eine Familie“, meint der Wirt. Besonders die Hüttenleute haben sich immer



Vor dem Sturm auf den Wolfsberggipfel: Blick vom Stuckhäusele auf Wolfach und das Kinzigtal

schnell gefunden. Die Männer und ihre Frauen haben guten Kontakt untereinander. Die Anner und Brackweder tun sich da manchmal etwas schwerer, sind sie doch immer unter der Hüttengruppe zunächst ein verlorenes Häuflein. Aber spätestens nach einer Woche sind sie auch dabei. Natürlich bilden sich immer gewisse Grüppchen heraus, die alles gemeinsam machen. Die Jüngeren scheiden sich meist von den Älteren, etwa bei Touren, wenn's zum Tanzen im Ort geht oder wenn man im herrlichen Freibad schwimmen gehen will. Aber nicht selten trifft man sich abends im Hotel zum Umtrunk oder in einem anderen Lokal, wo es manchmal bis Mitternacht hoch hergeht. Da wird gesungen, Witze machen die Runde und man klönt über alles, nur nicht über die Arbeit. Oder doch? Manche von den Älteren können es nicht lassen: „... dann lief die Pfanne über ...“ Ein Gesprächsfetzen, der nach Stahlwerk klang.

Nicht immer scheint die Sonne im Kinzigtal. Dann sitzen die alten Strategen gern bei einem Bier beim Skat im Tagesraum, wo es verbilligte Getränke gibt. Die jüngeren versuchen ihr Glück am Kegelautomaten. Natürlich haben auch unter ihnen manche die Karten stets zur

Hand. Eine Skatrunde ist fast immer komplett – selbst im Freibad bei nur 18° C.

Rasch aber ist die faule Zeit vorbei. „Hier komme ich wieder her“, ist die Meinung vieler Ruhrstahler – und nicht nur der Älteren. „Das ist einmalig, wirklich einmalig.“ Die Ruhrstahler, die unter der Dunstglocke des Ruhrpotts leben, wissen würzig frische Luft zu schätzen. Und Ruhe. Und gutes Essen. Und die harmonische Gemeinsamkeit unter Kollegen. Und die kulantesten Preise im Kinzigtal.

„Meine Gäste sollen sich bei mir wohl fühlen, darauf allein kommt es mir an.“ So der Wirt. Meckerer haben hier nicht lange was zu melden. Dafür sorgen schon die Kollegen, die zufrieden sind. Und das sind 96,78 %.

Am Tage zuvor erst waren die 38 Ruhrstahl-Urlauber nach fast zwölfstündiger Nachtfahrt – einschließlich der Pausen – in Oberstdorf angekommen. „Man ist ja ganz schön gerädert nach so einer langen Fahrt, trotz Liegesitz.“ Die das meinen, sind noch keine Ruhrstahl-Jubilare. Jene nämlich haben schon am gleichen Nachmittag die ersten Erkundungs-Wanderungen unternommen. Indes: auch die

Wolfacher klagen über die ziemlich strapaziöse Busfahrt. „Der erste Urlaubstag ist regelmäßig kaputt“, lautet ein häufiger Kommentar. Oft geäußelter Wunsch: An- und Abreise mit verbilligter Sonderfahrt der Bundesbahn. „Die Hibernia macht es auch so“, erläutern die Wolfacher*).

Es war Abendbrotzeit, als wir den steilen Weg zum Haus am „Buchenhag“ erklimmen hatten. Die Ruhrstahler standen auf der Terrasse und schauten mit verkniffenen Augen hinüber zum Nebelhornmassiv, dessen 2224 m hoher Gipfel sich in Nebel hüllte. Jeder Tag am Urlaubsort zählt, und jeder nebelverhangene Gipfel ist eine verlorene Tour. Auf die Berge ohne Fernsicht? Natürlich kann man auch im Tal wandern, die Wälder durchstreifen, man kann per

*) Wie die WZ-Redaktion erfahren konnte, haben vor längerer Zeit Verhandlungen mit der Bundesbahn stattgefunden, jedoch ohne befriedigendes Ergebnis. Zudem würden sich durch die An- und Abfahrt der Urlauber zu und von den Bahnhöfen organisatorische Schwierigkeiten ergeben. Übrigens: Der Komfort der Rettinghaus-Reisebusse, der dem höchsten europäischen Standard entspricht, wird von den meisten Ruhrstahl-Urlauern gelobt. Dies sagte uns der „Organisator“ der Ruhrstahl-Urlaubsfahrten, H. Lanzke (Sozialabt. Henrichshütte), der neben seiner eigentlichen Arbeit (Ruhrstahl-Rentenberatung) noch den ganzen „Schriftkram“ für die Urlaubsfahrten erledigt.

Wanderungen je nach Alter: Rast auf halber Höhe ...

... oder Sturm auf den Gipfel

Gemütlichkeit: Ausgleichssport am Nachmittag ...

... und abends frohe Lieder aus gut geölter Kehle





... An helfender Hand über Stock und Stein ...

pedes ins Kleinwalsertal marschieren. Man kann Ansichtskarten von der Breitachklamm schreiben, aus Hirschegg oder auch aus Fischen. Doch wer in die Berge fährt, will auch die Gipfel stürmen – und sei es mit der Drahtseilbahn.

Beim Abendbrot ging es ziemlich schweigsam zu. Am zweiten Urlaubsabend waren die Kontakte untereinander noch recht locker. Am schnellsten finden die Alten zueinander. Das kollegiale Du wird ausgetauscht und auch die mitgenommenen Muttis stimmen rasch in allgemeine Urlaubsharmonie. Schwerer tun sich schon die Jungen. Einzelne Pärchen, oder gar einzelne Damen um die zwanzig wissen nicht recht, wie Anschluß gewinnen. Nicht jeder Jüngling in der Reisegruppe ist ihnen als „ständiger Begleiter“ recht.

„Jung und alt sollte in jeder Reisegruppe in einem ausgewogenen Verhältnis stehen“, meinte eine junge Dame. Der Vorschlag ist schon richtig, doch ob sich's machen läßt? Überdies: kommt Zeit, kommt Rat.

„Es dauert immer etwa acht Tage, bis sich die richtige Harmonie in einer Urlaubsgruppe herausgebildet hat. Außerdem: jede Gruppe ist anders. Mal passen alle gut zusammen, mal wieder weniger gut.“ Hausverwalter Winde spricht hier aus Erfahrung. Von Mitte Januar bis Ende Juni hatte er 13 Ruhrstahler-Busse kommen und abfahren gesehen. Und: „Am Urlaubsende aber sind fast alle ein Herz und eine Seele.“

So lange konnten wir nicht warten. Für unsere Reportage hatten wir genau nur 24 Stunden Zeit. Was tun? Umfrage: „Wer will morgen früh auf das Nebelhorn?“ „Bei dem Nebel?“ Also Fehlanzeige. Der rettende Einfall: Die Breitachklamm. Die kann man auch bei Regen



... aufwärts durch würzige Almwiesen ...

gut durchqueren, denn dieser felsige Höllenschlund kennt keine Sonne. Am nächsten Morgen: zwei junge Damen standen zur Verfügung, ein junges Paar war auch bereit. Die Breitachklamm wurde in jeder Hinsicht ein Erfolg. „So großartig habe ich mir das gar nicht vorgestellt“, gestand man uns. Was der Reportage nun noch fehlte, war eine Bergpartie. Erst fuhren wir nach Hirschegg mit dem Postbus, dann kam das Palaver: „Wo sollen wir nun rauf?“ Die Wanderkarte und das Verkehrsamt wurden zu Rate gezogen. Die Entscheidung, ob man die 1980 m hohe Kanzelwand besteigen oder zur Ifenhütte wandern sollte, wurde beim Essen herbeigeführt: den Ausschlag gab die Aussicht auf die Abfahrt mit der Drahtseilbahn von der Kanzelwand. Drei Stunden brauchten wir, über Firnschnee, über Pfade längs von Abgründen, über wegloses Gelände mit 70% und mehr Steigung. Regen, Hagel. Da war alles drin. Und Tränen der Erschöpfung gab's ...

Am Gipfelhaus: nur 3° über Null. Ein heißer Tee war jetzt das richtige. „Ich brauch' jetzt eine Halbe“, und er bekam sie, der junge Ehemann. In zehn Minuten war per Seilbahn die Talstation erreicht. Schon kam der Bus nach Oberstdorf ...

Doch so ein Urlaubstag ist nicht komplett, hat man nicht auch ein wenig „Dolce vita bei der Nacht“. So ging denn unsere „Reportagegruppe“ tanzen. Nur: die Musik ging schneller als die müden Beine. Also Stellungswechsel: In einem Weinlokal saß schon die halbe Ruhrstahl fest beim Bier und Klön. Schrammelmusik und Volksgesang nach Oberallgäuer Art. Dichtes Lokalkolorit. Das Wirtshaus war gerammelt voll.

Die Reportage gedieh prächtig, die Stimmung stieg. Bier und Wein schmeckten von Stunde zu



...bezwingt man – wohlausgerüstet – den Gipfel

Stunde besser. Wen wundert es, daß auch die Ruhrstahler schließlich den schönen Rhein besangen, der Gemütlichkeit mit großem Stimm-aufwand zuprotesteten und selbst ruhrgebietlerischer Lokalpatriotismus mit solchen Sprüchen wie „Aus Bochum, da kommen die Schläger weg...“ fröhliche Urständ feierte? Derweil die Striche auf den Bierdeckeln die Fünfer-Marke überstiegen ...

„Heute ist erst der zweite Abend. Wird das nicht auf die Dauer ein bißchen teuer?“ „Das ist ja mein Akkord, den ich hier versaufe ... Aber das mit den 45 Mark Mittagsgeld ... ehrlich, damit kommt doch kein Mensch aus, ehrlich ...! Das hätte man mir vorher sagen sollen.“ „Aber wenn Ihr soviel Bier trinkt, dann müßt Ihr doch auch zwei Mark fürs Mittagessen übrighaben. Drei Mark zahlt ja immerhin die Ruhrstahl.“ „Das Bier ist mein Akkord. Doch daß ich beim Essen zuzahlen soll ... Wenn ich satt werden will, dann muß ich hier fünf bis sechs Mark Mark bezahlen. Als junger Mensch hat man doch Hunger, ehrlich ... Eine halbe Stunde bis zum Naturfreundehaus, wo das Essen nur 2,70 kostet, das ist auf die Dauer zu weit, ehrlich ...!“

Sorgen haben unsere jungen Urlauber, die ohne mit der Wimper zu zucken am Abend einen halben Zehn-Mark-Schein und mehr kleinmachen. Aber: das ist ja ihr Akkord ... Allerdings: die Preise in Oberstdorf sind gesalzen (Der „Willi“ wird die 4,40 DM für vier Doornkaat am ersten Tag wohl nicht so schnell verwinden); und da die frische Luft hungrig macht, wird keiner auf ein Mittagessen verzichten wollen. Offenbar hat sich das mit dem Zuschuß und der „Selbstbeteiligung“ noch immer nicht recht rumgesprochen.

Gegen 1 Uhr 30 in der Nacht war unsere „Reportage“ fertig. Es regnete und der kom-

mende Tag versprach keine Wetterbesserung. Als wir am Morgen so gegen 10 Uhr wieder in Richtung Ruhrgebiet abfuhren, schaute ein verschlafener Kopf aus einer Dachkammer des Hauses „Am Buchenhag“. Und noch ein zweiter erschien: Die ewig hungrigen Benjamine der Urlaubergruppe hatten mal wieder das Frühstück verschlafen. „Kein Wunder, daß Ihr nicht satt werdet“, riefen wir hinauf. „Heute mittag wird wieder ordentlich gespachtelt, ehrlich!“ „Na, dann Tschüß, und schöne Tage!“

Wenn diese Zeitschrift erscheint, sind die Ruhrstahler, die wir Anfang Juli in Oberstdorf besuchten, schon lange wieder bei der Arbeit. „Am Donnerstag vor der Abfahrt machen wir hier stets einen gemütlichen Abend“, sagte uns der Hausverwalter. Hoffentlich war er auch diesmal so gemütlich. Apropos Gemütlichkeit: die alten Strategen, die nichts vom Regen hielten, begannen schon nach dem Frühstück mit einer Runde Skat beim Fläschchen Bier.

„Fernsehen? Daran denken die Ruhrstahler schon nach wenigen Tagen nicht mehr. Wir haben nämlich keinen Apparat.“ So die charmante Hausverwalterin, die wir nach der abendlichen Freizeitgestaltung der Urlauber fragten. Nicht immer ist Marika Kilius auf der Eisbahn, und auch das große Bierzelt wird nur jeden zweiten Samstag im Kurort aufgeschlagen. „Nach einer Woche kennen die Ruhrstahler die Oberstdorfer Lokale, dann werden sie häuslich.“ Wir vermuten bei Bier und Skat.

... und in Oberstdorf

Ein Prosit der Gemütlichkeit: den Urlaub in vollen Zügen genießen



Breitachklamm: Steter Tropfen höhlt den Stein ...



Trophäen emsiger Wanderlust: immer mehr Stocknägel





Werkarzt und Sicherheitsing. im Betrieb: Wie hoch ist der Staubanfall an der Steinsäge (Stahlwerk)?

Unfallschutz

Arbeits-sicherheit ein gesellschaft-liches Problem

Notizen und Zahlen zu einem stets aktuellen Thema

Unfallsicher sind wir eigentlich nur im Bett. Schon das Aufstehen kann den ersten Unfall – etwa einen verknacksten Fuß – mit sich bringen. Beim Rasieren kann man sich schneiden, sich einen elektrischen Schlag holen. Man kann auf dem Weg zur Arbeit die Treppe herunterfallen, in einen Verkehrsunfall verwickelt werden. Während der Schicht können tagtäglich zahllose Situationen auftreten, die – beim unglücklichen Zusammentreffen einiger Faktoren – unweigerlich zu einem Unfall führen. Der Nachhauseweg ist wieder vom Unfallrisiko belastet. Und auch der Feierabend birgt noch genug Gefahren: Verbrennungen, Stürze, Schnitte usw. Es ist alles drin. Erst wenn man im Bett liegt... siehe oben.

Natürlich sind wir uns all der Gefahrenmöglichkeiten rund um die Uhr kaum bewußt. Nur wenn in der Nähe mal die Bremsen eines Fahrzeugs quietschen, wenn ein Arbeitskollege auf der Bahre vorbeigetragen wird, oder wir abends in der Zeitung einen Artikel über die Unfallgefahren im Haushalt lesen, werden wir einen leisen Schauer empfinden und bei uns denken: Donnerwetter, das Leben ist eigentlich doch verdammt gefährlich!

Das Leben ist gefährlich, doch wenn wir uns ständig seiner Gefahren bewußt wären, hielten wir es vor lauter Sorge um unsere persönliche Sicherheit bald nicht mehr aus.

Jeder, der mit Fragen des Unfallschutzes beruflich zu tun hat, legt aber größten Wert darauf, daß wir möglichst häufig an die Gefahren des Alltags denken. Mit Warnplakaten, mit Sicherheitsparolen, mit Unfall-Zeitschriften und persönlichen Belehrungen werden wir laufend auf die uns bedrohenden Gefahren hingewiesen. Die menschliche Reaktion: werden uns die Hinweise und Belehrungen zuviel, so „schalten wir ab“ und werden taub für die nicht nur gutgemeinten, sondern auch notwendigen propagandistischen Maßnahmen der Sicherheitsfachleute. Sie wollen ja nur unser Bestes, nämlich unsere Gesundheit erhalten.

Wir werden also nicht darum herumkommen, sozusagen im Unterbewußtsein ein Gefühl für die möglichen Gefahren – am Arbeitsplatz ebenso wie auf der Straße oder zu Hause – zu entwickeln. Es muß uns in Fleisch und Blut übergehen, dieses „Sicherheitsbewußtsein“, das laut Statistik in Deutschland leider noch recht mangelhaft entwickelt zu sein scheint.

*

Im März hielt die IG Metall in Essen ihre 1. Arbeitssicherheitstagung ab, an der neben zahlreichen Unfallvertrauensleuten, vor allem aus der Eisen- und Stahlindustrie, auch eine Reihe Sicherheitsingenieure und Arbeitsdirektoren teilnahmen. Diese Tagung förderte Zahlenmaterial zutage, das wir für höchst erwähnenswert halten.

In einem Referat wurde angegeben, daß sich in Westdeutschland im Jahre 1960 über 3 Millionen meldepflichtige Unfälle (Krankheitsdauer länger als drei Tage) ereignet haben. Allein in der Metallindustrie seien in jenem Jahr fast 650 000 Arbeitsunfälle zu verzeichnen gewesen. 5200 Unfalltote und fast 100 000 schwere Arbeitsunfälle mit einer 20- bis 80%igen Minderung der Erwerbsfähigkeit waren 1960 zu beklagen. Etwa 51 Mill. Arbeitstage sind unserer Wirtschaft in jenem Jahr durch Unfälle verlorengegangen. Während in Westdeutschland die Unfallkurve weiter ansteigt, ist sie in anderen Industrieländern, etwa in den USA, England, Frankreich und den Niederlanden, im Sinken begriffen. 40 Milliarden DM sollen die Unfall-

kosten in Westdeutschland im letzten Jahrzehnt betragen haben. 40 Milliarden DM, der Gegenwert von 1 Million Eigenheimen.

Vielerlei Faktoren spielen bei dieser erschreckenden Unfallbilanz eine Rolle: mangelnde technische Aufsicht seitens der Berufsgenossenschaften und Gewerbeämter – hervorgerufen vor allem durch Personalmangel – fällt hierbei wohl am schwersten ins Gewicht. Wenn wir uns vergegenwärtigen, daß es in Westdeutschland rund 1,6 Mill. Betriebe aller Größenordnungen gibt, aber nur etwa 450 hauptamtliche Sicherheitsingenieure tätig sind, dann wird man die obengenannten Unfallzahlen noch besser verstehen.

Zwar kann man die Eisen- und Stahlindustrie in ihrer Unfallsicherheitsarbeit als vorbildlich bezeichnen, doch mit 112 Arbeitsunfällen je 1 Mill. verfahrenre Arbeitsstunden ist ihre Unfallhäufigkeit noch immer etwa fünfmal so hoch wie die der britischen Eisen- und Stahlindustrie und noch doppelt so hoch wie die der französischen Stahlarbeiter. Die Unfallquote (errechnet nach dem gleichen Schlüssel) in westdeutschen Hüttenwerken reicht von 43 bis zu 265 Unfällen. Und selbst in vom Fließbandtakt bestimmten Arbeitsprozeß der westdeutschen Automobilindustrie liegt die Unfallquote noch zwischen 35 und 95 Unfällen pro 1 Mill. verfahrenre Arbeitsstunden.

*

In Anbetracht dieser Zahlen wurde auf der Arbeitssicherheitstagung der IG Metall die Einstellung eines Sicherheitsingenieurs für alle Betriebe über 2000 Mitarbeiter gefordert. Damit würde sich ihre Zahl auf rund 1500 erhöhen. Dem französischen Beispiel folgend sollten sich mehrere kleinere Unternehmen zusammenschließen und gemeinsam einen Sicherheitsingenieur anstellen.

Leider, so war auf der Arbeitssicherheitstagung immer wieder zu hören, seien nicht alle Unternehmen gleichermaßen aufgeschlossen gegenüber Arbeitssicherheitsfragen. Es sei ja nicht damit getan, daß die betrieblichen Anlagen den Mindestvorschriften der Arbeitssicherheit entsprächen. Ein Mehr habe hier noch nie geschadet. Dazu komme noch, daß auch die Mitarbeiter einer ständigen Schulung – aber auch Kontrolle – auf dem Gebiet der Arbeitssicherheit bedürften. Das sei aber nur möglich, wenn zumindest Unfallvertrauensmänner in den Betrieben für die Arbeitssicherheit verantwortlich eingesetzt wären. Vielfach seien solche Vertrauensleute zwar willig, aber fachlich keineswegs qualifiziert. Es werde – beim heutigen Stand der Ausbildung – noch rund ein Jahrzehnt dauern, bevor in allen größeren Betrieben funktionsfähige Unfallvertrauensleute eingesetzt werden könnten. In der Mehrzahl der westdeutschen Betriebe, vornehmlich den kleineren, sei der Begriff der Arbeitssicherheit so gut wie unbekannt.

Wir Ruhrstahler dürfen angesichts dieser recht deprimierenden Zustände in den meisten westdeutschen Betrieben mit einigem Stolz auf unser Arbeitssicherheitswesen schauen. Besonders die Abt. Arbeitssicherheit der Henrichshütte mit einem Hauptsicherheitsingenieur an der Spitze, unterstützt durch einen an Verantwortung gewöhnten Unfallvertrauensmännerkörper in den Betrieben und dem gut ausgebildeten Werkschutz, ist beispielhaft im Revier. Durch die Einstellung von hauptamtlichen Sicherheitsingenieuren in Annen und Brackwede wird in absehbarer Zeit die Unfallsituation wohl auch in diesen beiden kleineren Werken nachhaltig verbessert werden können.

*

Doch in Essen wurde noch über ein anderes wichtiges Thema diskutiert und referiert: der Werkarzt, als unentbehrlicher Helfer im Kampf gegen die Unfallgefahr, stand ebenfalls im Mittelpunkt der Diskussion. Auch hier liegt in Westdeutschland noch vieles im argen, auch hier fehlt es in den meisten Fällen an Personal. Nur rund 1000 haupt- und nebenamtliche Werkärzte (nicht Vertrauensärzte) arbeiten z. Z. in westdeutschen Betrieben.

In Essen forderte man, daß Arbeitsmedizin als Lehr- und Prüfungsfach an allen deutschen Universitäten eingeführt werden solle (bislang gibt es nur ein entsprechendes Institut an der Saarland-Universität), wie es bereits bis 1933 üblich war. Auf den deutschen Ingenieurschulen solle Arbeitssicherheit ebenfalls gelehrt und geprüft werden. Forderungen, die von den Sicherheitsfachleuten in der Industrie nur unterstützt werden können.

Auch auf dem werksärztlichen Sektor kann sich die Ruhrstahl sehen lassen. Die Henrichshütte verfügt über einen gut eingespielten werksärztlichen Dienst, und die Werke Annen und Brackwede werden schon seit langem nebenamtlich werksärztlich betreut. Der relativ niedrige Krankenstand auf der Henrichshütte ist wohl der beste Beweis dafür, in welch hohem Maße ein hauptamtlicher Werkarzt durch seine, vor allem auf die vorbeugende Therapie gerichtete Arbeit den Gesundheitszustand der Belegschaft positiv beeinflussen kann.

Die IG Metall sieht in ihren intensivierten Bemühungen um eine größere Arbeitssicherheit eine gesellschaftliche Aufgabe. Und jeder aufgeschlossen denkende Unternehmens- und Werksleiter wird die Gewerkschaft in diesem ihrem Bemühen nur unterstützen wollen. Denn gute Arbeitssicherheit im Betrieb bedeutet allein mit dem Blick auf den Betriebszweck – die Produktion – geringere Ausfallstunden, eine ge-

sunde und damit in ihrer physischen Existenz nicht ständig bedrohte Belegschaft.

Eine wie große Bedeutung der Arbeitssicherheit in den USA, der größten Industrienation der Erde, beigemessen wird, ergibt sich schon aus der Tatsache, daß dort der jeweils amtierende Präsident des Landes an der Spitze des „Nationalen Sicherheits-Ausschusses“ steht, dessen Aufgabe u. a. die Verbesserung der Arbeitssicherheitsbedingungen in der Wirtschaft ist. Was in den USA als eine nationale Aufgabe angesehen wird, ist hierzulande mehr oder weniger dem Bemühen einzelner fortschrittlicher Unternehmen vorbehalten – trotz Gewerbeaufsicht, Berufsgenossenschaften und anderen Institutionen, die sich mit Arbeitssicherheitsfragen befassen.

Bei aller Würdigung der Tätigkeit dieser Institutionen: in den Jahrzehnten ihres Bestehens ist es ihnen noch nicht gelungen, den deutschen Arbeiter im wahrsten Sinne des Wortes „sicherheitsbewußt“ zu machen. Es gibt Unternehmen, wo dies durch zähe Aufklärungsarbeit und durch ein gutes Zusammenspiel von Sicherheitsbeauftragten, Werksleitung und Betriebsrat gelungen ist, und wir dürfen wohl behaupten, daß die Henrichshütte hierzu zählt. Doch dem Bemühen einzelner Betriebe werden stets nur Teilerfolge beschieden sein. Worauf es ankommt, ist die Arbeiterschaft in ihrer Gesamtheit. Hier bleibt indes noch sehr viel zu tun...

fallretter erhielten je 50,- DM von der Hütten- und Walzwerks-Berufsgenossenschaft und von der Werksleitung als Anerkennungsprämie überreicht.

Meister Wolter verhinderte am 16. März durch rasches Handeln den Unfalltod des Maschinenhelfers M. Meister Wolter und der Hobler K. standen an jenem Tage auf dem Tisch der Hobelbank Nr. 686, auf der eine einhüfige Kurbelwelle bearbeitet wurde. Plötzlich sah Wolter den Maschinenhelfer M. zwischen den Wangen des Kurbelhuhs stehen. Da der Abstand des Querbalkens der laufenden Hobelmaschine zu M. nur noch etwa 30 cm betrug, befand sich dieser in höchster Lebensgefahr. Da für Wolter die Entfernung zum Maschinenschalter 5–6 m betrug, war zeitlich keine Abstellmöglichkeit mehr gegeben. Nur durch lauten Zuruf konnte er M. auf die Gefahr aufmerksam machen.

Walzer Böcking verdiente sich durch folgende Rettungstat am 19. Februar seine Anerkennung: Durch einen Kurzschluß stand plötzlich der Hauptschalter für die Krane 4, 5 und 8 im Preß- und Hammerwerk in Flammen, während gleichzeitig vier Elektriker an der Stauchpresse eine Reparatur durchführten. Das sich rasch ausdehnende Feuer gefährdete nicht nur die Elektriker, sondern auch die Hauptschalter für die Schmiedekrane 6 und 7 sowie die dahinterliegenden Hochspannungskabel aus dem Pumpenhaus. Durch Böckings die Gefahr nicht scheuendes schnelles und umsichtiges Eingreifen konnte jedoch das Feuer mit zwei Handfeuerlöschern rasch unter Kontrolle gebracht werden. Größere Personen- und Sachschaden wurde dadurch vermieden.

Henrichshütte

Zwei Unfallretter wurden geehrt

In den vergangenen Monaten wurden so viele Ruhrstahl-Mitarbeiter für Unfallrettungstaten ausgezeichnet, daß die Werkzeitschrift einfach nicht genügend Raum fand, jeden von ihnen rechtzeitig und gebührend zu würdigen. Das ist andererseits höchst erfreulich, zeigt doch die recht große Zahl von Unfallrettern, daß der Gedanke der Arbeitssicherheit in zunehmendem Maße bei unseren Mitarbeitern zur Selbstverständlichkeit wird.

Am 3. Mai wurde Meister Wilhelm Wolter, BW 1 (Maschinenbau), Henrichshütte, von Hauptsicherheits-Ing. Ritter in Anwesenheit von Betriebsleiter Düker, Unfallobmann Hehs und BR-Mitglied Kuhn sowie Gruppenleiter Geis für sein umsichtiges Verhalten bei Gefahr ausgezeichnet. Aus gleichem Anlaß wurde am 18. Mai der Walzer Hans-Dieter Böcking, Preß- und Hammerwerk, Henrichshütte, in Anwesenheit von Betriebsleiter Werthmann geehrt. Beide Un-

Unfallretter: Meister Wilhelm Wolter



Unfallretter: Walzer Hans-Dieter Böcking



Mensch und Betriebsunfall

Die zunehmende Motorisierung Westdeutschlands hat – wie Untersuchungen ergaben – praktisch dazu geführt, daß außerhalb der Werkstore der Mensch heute vielfach mehr gefährdet ist als an seinem Arbeitsplatz. Dem Werksicherheitswesen der Henrichshütte – unterstützt durch Werksleitung und Betriebsrat – ist es z. B. in den letzten Jahren in zunehmendem Maße gelungen, technische Mängel und mechanische Unfallursachen in den Betrieben weitgehend zu beseitigen. Das obligatorische Tragen von Schutzhelmen, von Unfallschuhen, hitzeabweisender Schutzkleidung, das – leider nicht immer durchgeführte – Tragen von Schutzmasken hat zu einem merklichen Rückgang schwerer Verletzungen geführt. Die noch verbleibenden Aufgaben in der Unfallbekämpfung müssen sich neben den noch zu lösenden technischen und maschinellen Problemen sowie den Aufgaben in der Arbeitsplatzgestaltung mehr und mehr auf menschliche und gesundheitliche Fragen beziehen.

Laut Statistik sollen in rund 80 % der Fälle der Mensch und seine Verhaltensschwächen der Anlaß für das jeweilige Unfallgeschehen sein. Natürlich stellen Statistiken nicht immer objektive Aussagen dar. Dafür ist das Unfallgeschehen oft viel zu komplex. Am Arbeitsplatz ist – oder sollte! – der Mensch jedoch in seiner gewohnten, ihm gut bekannten Umgebung durch Arbeitsvorschriften und Arbeitsdisziplin in feste Verhaltensnormen eingefügt werden. Überdies dürfte jeder Vorgesetzte seine „Pappenheimer“ kennen.

Die werksärztliche Überwachung versucht zu dem Unfallursachen, die in der geistigen oder körperlichen Beschaffenheit unserer Mitarbeiter liegen, rechtzeitig zu erkennen und abzustellen. Darüber hinaus ist der Schutz des arbeitenden Menschen vor betrieblichen Umwelteinflüssen, wie Gasen, Stäuben, Dämpfen und anderen gewerblichen Giften, ureigenste werksärztliche Aufgabe.

Die gesundheitliche Bewertung und Überwachung der Arbeitsplätze der Hütte ist in den letzten Jahren weiter ausgebaut und vervollkommen worden. Die zusätzliche und zunehmende Einschaltung eines Betriebspsychologen bei Eignungsprüfungen für bestimmte Berufsgruppen – vor allem im Transportsektor – hat sich sehr bewährt und zu einer Herabsetzung der Unfallzahlen geführt. Natürlich hat auch die Psychologie ihre Grenzen. Der Mensch ist nun einmal ein von inneren und äußeren Einflüssen abhängiges und deshalb oft schwer zu beurteilendes Lebewesen.

Wir haben uns im Alltag und besonders am Arbeitsplatz mit unseren Schwankungen im körperlichen und seelischen Gleichgewicht auseinanderzusetzen. Umwelteinflüsse, vom Betriebsklima bis zu klimatischen und meteorologischen Einwirkungen formen und bestimmen unser Verhalten im täglichen Leben, also auch in der Betriebsgemeinschaft. Die Richtlinien, die hier gelten, seien es nun Betriebsvereinbarungen oder Unfallverhütungsvorschriften, seien es die wohlgemeinten, von der Erfahrung bestimmten Ratschläge unserer Vorgesetzten und Verantwortlichen am Arbeitsplatz, sie alle müssen unser Denken und Handeln bestimmen. Dazu kommt noch die Verantwortung des einzelnen gegenüber Familie, Gesellschaft und Staat.

Trotz der angespannten Lage auf dem Arbeitsmarkt sind wir ständig bestrebt, den Idealzustand, daß der richtige Mann am richtigen Arbeitsplatz steht, zu erreichen. Gerade hiervon hängt die Sicherheit am Arbeitsplatz in hohem Maße ab.

Seelische und nervliche Ausgeglichenheit sind neben Aufmerksamkeit und Gewissenhaftigkeit am Arbeitsplatz ebenso die Voraussetzungen dafür, daß die vielfach im rein Menschlichen liegenden Unfallursachen weiter zurückgehen werden, wie körperliche und geistige Gesundheit.

Dr. med. B. Gruß, Henrichshütte

Schauspiel - Kunst - Diskussion

Fortsetzung von Seite 23

„Weber“ einmal als das „klassische Elendsdrama“ bezeichnet. Es ist darüber hinaus ein Drama gegen jedwede Unterdrückung der menschlichen Kreatur. Damit aber stand diese Modell-Inszenierung unmittelbar im Brennpunkt aktueller Bezüge: der 17. Juni 1953 – Volksaufstand gegen das Ulbricht-Regime. Die Ruhrfestspiele hatten recht, das Stück auf den Festspielplan zu setzen! Der Zyklus der fünf Festspiel-Premieren besaß wahrhaftig eine geistige Klammer ...

Die „Wallenstein“-Trilogie, die Maßstäbe setzende Eigeninszenierung der Ruhrfestspiele 1961 (Regie: Heinrich Koch), wurde in diesem Jahr für 14 Aufführungen – jedoch mit einer

Aufgabe der Gewerkschaften im Sozialgefüge, d. h. in Staat, Gesellschaft und Wirtschaft. Was haben die Gewerkschaften in den einzelnen europäischen Ländern auf diesen Gebieten seit 1945 vollbracht? Diese Frage wurde in Forumgesprächen ebenso untersucht wie die Frage, welchen Standort die in den freiheitlichen Demokratien des Westens so bedeutungsvollen Gewerkschaftsbewegungen einnehmen, welchen Pflichten sie sich gegenübersehen – aber auch welche Rechte und Freiheiten sie zur Erfüllung ihrer selbstgestellten Aufgabe für unabdingbar halten. Daß die Gewerkschaften bei der sozialen wie politischen Neugestaltung Europas aktiv mitwirken wollen und es in vielen Organisationen und Gremien – auch auf übernationaler Ebene – bereits tun, ist bekannt. Wichtige Perspektiven für ihre

Ein Lieblingskind der Festspielleitung war noch in jedem Jahr die Kunstausstellung im Bunkerbau gegenüber dem Hauptbahnhof. Diesmal hatte man sich das Thema „Idee und Vollendung“ gestellt. Museumsdirektor Grochowiak hat es vermocht, 350 Beispiele von 70 bedeutenden Künstlern aus den letzten sechs Jahrhunderten europäischer Kunst zusammenzutragen, Beispiele, die an Hand von Skizzen, Vorentwürfen, Zwischenstudien bis hin zum vollendeten Kunstwerk den Schöpfungsprozeß des Künstlers – auch für den Laien – sichtbar werden lassen.

Drei, vier, ja bis zu zehn Vorstudien ein und desselben Themas finden wir hier aneinandergereiht – und dann das fertige Werk. Wir erleben die geistige Bewältigung eines Themas mit, bevor das fertig konzipierte Werk begonnen wird, bis aus der Studie in Gips oder Ton schließlich die gegossene Monumentalstatue geworden ist: Rodins „Balzac“ etwa, oder Zadkines Rotterdam-Denkmal „Die zerstörte Stadt“. Van Goghs „Kartoffelesser“, Rembrandts „Drei Kreuze“, Legers „Landpartie“: Malerbeispiele. Selbst die vielgeschmähten Abstrakten sind mit Arbeiten vertreten, die zeigen, daß der erste Entwurf – durchaus noch gegenständlich – beinahe zwangsläufig in der geistigen Umsetzung des Themas immer stärker abstrahiert wird, um im Sinne des Malers oder Bildhauers endgültige Gestalt zu finden.

Der zündende Gedanke: das ist der erste Entwurf, unausgereift, und doch schon Vorahnung der Vollendung. Eine einmalige Ausstellung, die uns einen Blick in die Gedankenwerkstatt berühmter Künstler, der alten und der neuen Meister, tun läßt, seltene Gelegenheit, Kunst im wahrsten Sinne des Wortes in ihren Ursprüngen zu begreifen.



junges forum '62: Hans Gertberg vom NDR und Hans Koller auf einer Probe für den Jazz-Workshop

Reihe Umbesetzungen – übernommen. Das Publikum: Jugendliche aus Schulen, Betrieben, Jugendorganisationen, Lehramtskandidaten. Dieses, das staatsbürgerliche Bewußtsein anregende Werk Friedrich Schillers war zugleich Studienobjekt für 328 Teilnehmer von zehn Jugendseminaren, die im Rahmen der Ruhrfestspiele die historische Bedeutung Wallensteins und die verschiedenen Interpretationen dieser interessanten Gestalt im deutschsprachigen Theater untersuchen sollten. Ein neuartiger Versuch, Geschichte und Dichtung unter der Klammer „staatsbürgerliche Bildungsarbeit“ zusammenzufassen – und zu einem Diskussionsergebnis zu kommen.

Das XI. Europäische Gespräch, veranstaltet vom DGB (26./28. Juni), befaßte sich mit der

zukünftige Arbeit haben sich ihnen hier in kritischer Diskussion eröffnet.

Das vom DGB und den Volkshochschulen getragene politische Bildungswerk „Arbeit und Leben“ führte in diesem Jahr seine 4. bundeszentrale Arbeitstagung im Rahmen der Ruhrfestspiele durch. Vom 18. bis 20. Juni diskutierten 70 Vertreter staatlicher und privater Institutionen und Organisationen, die sich mit Erwachsenenbildung beschäftigen, sowie Vertreter von Schulen und Hochschulen nach einleitenden Referaten von Professoren über einzelne Aspekte des zentralen Tagungsthemas „Politische Bildung im Spannungsfeld von Werten und Interessen“. Ein dankbares Thema, wengleich zu komplex, um im Rahmen dieser Tagung zu Ende diskutiert zu werden. Jedoch: ein dankenswerter Versuch.

Und noch eine Ausstellung sei hier vermerkt: „Menschen im Krieg“, ein Querschnitt durch das fotografische Werk eines Mannes, der im Verlauf von knapp zwei Jahrzehnten mit der Kamera Chronist von sechs Kriegsschauplätzen geworden ist: Robert Capa.

Dieser Mann, den 1954 irgendwo in Indochina eine Mine zerissen hat, war der berühmteste Kriegsfotograf der Welt. Wie kein zweiter vermochte er das schreckliche und zugleich erbärmliche Antlitz des Krieges festzuhalten. Sein Medium war der Mensch, der – in das mörderische Geschehen gestellt – nur mehr Objekt der Kriegsfurie war: der sterbende Soldat, das hungernde Kind, Menschen vor den Trümmern ihrer Habe, Sieger, die Besiegten gleichen. Robert Capa sagte einmal, er hätte nur einen Wunsch: er möchte ein arbeitsloser Kriegsfotograf sein. Er starb auf einem Schlachtfeld – und er wäre auch heute noch vollbeschäftigt.

Diese Ausstellung im Recklinghäuser Rathaus war eine Reise in die Bergbaustadt am Rande des Reviers wert. Ihre Mahnung an die Männer, die Geschichte machen: Nie wieder Krieg! Ausklang der Ruhrfestspiele 1962, an deren Veranstaltungen 162 200 Menschen aus dem Industrierevier teilnahmen.

Rhein Stahl-Hauptversammlung

Fortsetzung von Seite 7

bewerbsverzerrungen geschützt zu werden. Mit dieser Feststellung soll nicht etwa das Prinzip der Wettbewerbswirtschaft angetastet werden. Es kommt nur darauf an, daß die Grenzen ihrer automatischen Anwendung gesehen werden – eine Forderung, die sich mit dem Ordnungsbild der sozialen Marktwirtschaft durchaus deckt ...

Zum umstrittenen Thema Konzentration sagte Söhngen – im Hinblick auf eine gegenwärtig von der Bundesregierung durchgeführte Konzentrationsenquete – u. a. folgendes:

„Unsere Industrie in ihrer jetzigen Struktur und mit ihrer ständig wachsenden Kapitalakkumulation kann vielfach nicht mehr mittelständisch geführt werden – auch aus Gründen der Erhaltung des Wettbewerbs nicht. Ein Bankier hat vor einiger Zeit treffend darauf hingewiesen, daß, während die anderen Länder einem strukturellen Konzentrationsprozeß ihren Lauf lassen und ihn sogar unterstützen, wir in Deutschland nicht in das romantische

Vorstellungsbild eines „Rothenburg ob der Tauber“ verfallen dürfen. Nach unseren Erfahrungen glaube ich sogar sagen zu können, daß das Anlehnungsbedürfnis mittelständischer Unternehmen größer ist als das Begehren der Großunternehmen nach Aufnahme mittlerer Betriebe. Vielleicht hat die Konzentrationsenquete am Ende auch etwas Gutes. Es könnte sein, daß das Material, welches sie zutage bringt, bei der Auswertung zu erkennen gibt, daß die bisherigen Auffassungen von der Machtposition großer Unternehmen ohne reale Grundlage sind. Ich möchte erneut betonen, daß unser Unternehmen in keinem Fertigungsbereich eine marktbeherrschende Position einnimmt. Unsere Beziehungen zur mittelständischen Industrie sind sowohl nach den Beschaffungs- als auch nach der Absatzseite hin die denkbar besten. Wir haben nicht den Eindruck, daß man uns fürchtet.“

Bekanntlich haben die Rheinischen Stahlwerke bei ihrem Aufbau die Form der dezentralen Konzernorganisation gewählt, d. h. die Tochtergesellschaften – etwa die Ruhrstahl AG – haben ihre rechtliche Selbständigkeit behalten und sind weiter verantwortlich für die Beschaffung, Produktion und Absatz ihrer Erzeugnisse. An den Schluß seiner Ausführungen stellte der Rhein Stahl-Generaldirektor

einige Gedanken, die sich mit dieser Organisationsform beschäftigen und die gleichzeitig zum Verständnis der auch in unseren Werken spürbaren Konzernpolitik der Rhein Stahl-Verwaltung im Hochhaus zu Essen beitragen mögen. Söhngen sagte u. a.:

„Ein zentraler Aufbau, wie ihn andere Unternehmen sicherlich mit Berechtigung praktizieren, würde in unserem Fall unweigerlich zur Bildung eines Wasserkopfes und zu einer unerwünschten Schwerfälligkeit der Arbeit führen. Es wäre aber falsch anzunehmen, daß die Muttergesellschaft nur als reine Finanzholding fungiert; denn schließlich stellt ein Unternehmen von der Art der Rheinischen Stahlwerke nicht etwa die Summe seiner Einzelglieder dar. Vielmehr bilden die formell selbständigen Gesellschaften einen Organismus, der in seinen Teilbereichen harmonisch abgestimmt sein muß. Wenn es nicht gelingt, die einzelnen Glieder zu einem echten Verbund zusammenzubringen, geht der wirtschaftlich erzielbare Nutzeffekt eines Konzerns verloren. Dieser Nutzeffekt ist höher als die einfache Summe seiner Teilbereiche. Plastisch ausgedrückt heißt damit Konzernbildung nicht eins plus eins gleich zwei, sondern eins plus eins gleich drei oder mehr ...“

7/8

JULI/AUGUST

1962

ruhrstahl

Beilage zur Werkzeitschrift für die Mitarbeiter der Ruhrstahl Aktiengesellschaft

**Personal-
nachrichten**

Personal-
nachrichten
aus
den
Betrieben

Ernennungen

Henrichshütte (ab 1. Mai 1962)
Günter Sommer (Einsatzbetrieb) wurde zum Rechnungsführer ernannt
Lotar Kegler (Krankenkasse) wurde zum Gruppenleiter ernannt

(ab 1. Juni 1962)
Karl-Heinz Henkel (Krankenkasse) wurde zum Handlungsbevollmächtigten ernannt

Rolf Reus (Konstr. Apparatebau) wurde zum Gruppenleiter ernannt

Fredi Ross (TB/Ofenbauabteilung) wurde zum stellv. Abteilungsleiter ernannt

Franz Heimann (Verkauf M u. A) wurde zum Gruppenleiter ernannt

Karl-Heinz Samland (Verkauf M u. A) wurde zum Gruppenleiter ernannt

Verwaltung (ab 1. Juni 1962)
Dr. Horst Bermig (Rechtsabteilung) wurde zum Abt.-Direktor ernannt
Heinrich Anstötz (Bilanzbuchhaltung) wurde zum Abt.-Direktor ernannt

Pensionierungen

Henrichshütte (Mai, Juni, Juli 1962)
Ernst Seifert (Einsatzbetrieb), Waschkauwärter, Erreichung der Altersgrenze

Herbert Kottwitz (Kümpelbau), Putzer, Erreichung der Altersgrenze

Heinrich Lutz (Modellschreinerei), Modellschreiner, Erreichung der Altersgrenze

Otto Wiegemann (Eisengießerei), Vorarbeiter, Erreichung der Altersgrenze

Gottfried Brinkmann (Arbeitsvorbereitung), Materialverfolger, Invalide

Emil Heinze (Werkzeugmacherei), Schmied, Invalide

Paul Brehmer (Walzwerk), Walzwerker, Invalide

UNSERE TOTEN

HENRICHSHÜTTE			
Adalbert Polerowicz	Pensionär	31. Mai 1962	
Paul Karhöfer	Pensionär	4. Juni 1962	
August Junker	Pensionär	9. Juni 1962	
Wilhelm Kauermann	Pensionär	15. Juni 1962	
August Hopmann	Pensionär	20. Juni 1962	
Bernhard Nöthen	Pensionär	28. Juni 1962	
PRESSWERKE BRACKWEDE			
Heinrich Stockhecke	Pensionär	14. Juni 1962	
Helmut Jeschke	Hilfsarbeiter	25. Juni 1962	
August Sewöster	Pensionär	27. Juni 1962	
VERWALTUNG			
Wilhelm Hethy	Garagenwärter	25. April 1962	
WIR BEWAHREN IHNEN EIN EHRENDES ANDENKEN			

Ernst Ebert (Mech. Werkstatt I) Hilfsarbeiter, Invalide
Heinrich Kämper (Walzwerk), Kranführer, Erreichung der Altersgrenze
Heinrich Gieselmann (Mech. Werkstatt III), Dreher, Erreichung der Altersgrenze
Friedrich Schaberg (Sauerstoffanlage), Schlosser, Erreichung der Altersgrenze
Ludwig Wilke (Inst.-Werkstatt I), Schlosser, Invalide
Johannes Dellmann (Stahlwerk), Zuschläger, Erreichung der Altersgrenze
Wilhelm Hülsmann (Eisengießerei), Vorarbeiter, Erreichung der Altersgrenze
Wilhelm Beckmann (Apparatebau), Terminbearbeiter, Erreichung der Altersgrenze
Friedrich Seier (Verk. Walzwerk), kaufm. Angestellter, Erreichung der Altersgrenze
Friedrich Habicht (Masch.-Betrieb), Meister, Erreichung der Altersgrenze
Gerhard ten Cate (Elektroabteilung), Elektromeister, Erreichung der Altersgrenze

Da die Redaktion der Werkzeitschrift auch einmal Urlaub machen möchte, erscheint die nächste Ausgabe der Werkzeitschrift erst wieder im September (9/62). Bis dahin wünschen wir unseren Lesern möglichst erholsame Urlaubstage; denen, die keinen Urlaub haben, wünschen wir wenigstens viele sonnige Feierabende. Die Redaktion

Annen (Mai, Juni 1962)
Paul Rings (Verk. Grauguß), kaufm. Angestellter, Erreichung der Altersgrenze
Curt Schulze (Waggonreparatur), Meister, Erreichung der Altersgrenze
Heinrich Allersmeier (Platz), Lok.-Führer, Erreichung der Altersgrenze
Robert Küll (Platz), Transportarbeiter, Erreichung der Altersgrenze
Anton Poschmann (I.- u. R.-Betrieb), Maschinist, Invalide
Julius Malolepszy (Pumpenbau), Waschkauwärter, Invalide
Richard Schulte (I.- u. R.-Betrieb), Heizer, Erreichung der Altersgrenze
Ernst Kirstein (Verw. Männer), Lichtpauser, Erreichung der Altersgrenze
Brackwede (Juni 1962)
Hermann Thierfelder (Arb.-Vorbereitung), Erreichung der Altersgrenze

Berichtigung

Infolge eines technischen Versehens wurde in der Personalbeilage der Nr. 6/62 der verstorbene Garagenwärter Wilhelm Hethy (Verwaltung) in der Rubrik „Ernennungen“ aufgeführt. Ein ähnlicher Fehler unterlief uns mit dem pensionierten Meister Curt Schulze (Annen). Wir stellen die Fehler in dieser WZ-Ausgabe richtig und bitten um Entschuldigung. Die Redaktion

Jubiläen

40 Jahre
im Dienst

HENRICHSHÜTTE

Trotz Zonengrenze
zusammenhalten!

Gedruckte Hinweise über den zulässigen Inhalt und das Höchstgewicht von Geschenksendungen sind in jedem Postamt erhältlich.

Päckchen und Pakete in die Sowjetzone können von der Lohnsteuer abgesetzt werden. Paketabschnitte und Einschreib-Befuge deshalb stets für den Jahressteuerausgleich aufbewahren.

Briefe und Päckchen nach drüben!

Rheinstahl

Personalnachrichten
aus Aufsichtsrat und Vorstand

In der konstituierenden Aufsichtsratssitzung, die im Anschluß an die Hauptversammlung unserer Muttergesellschaft am 26. Juni 1962 stattfand, wurde Dr. Ludwig Holle erneut zum Vorsitzenden und Georg Reuter erneut zum stellvertretenden Vorsitzenden des Aufsichtsrates gewählt.

Der Aufsichtsrat berief an Stelle des aus Gesundheitsgründen zum 30. Juni 1962 ausscheidenden Dr.-Ing. Dr.-Ing. E. h. Alfred Niedenthal den bisherigen Geschäftsführer der Rheinstahl Industrie-Planung GmbH, Dipl.-Ing. Franz Geist, in den Vorstand. Dir. Geist wird außerdem in den Vorstand der Rheinstahl Eisenwerke Gelsenkirchen AG eintreten.

Im Hinblick auf die besonders schwierige Situation des Bergbaus und die Bewältigung seiner Probleme scheidet Bergassessor a. D. Dr.-Ing. Carl-Heinz Stephan aus dem Rheinstahl-Vorstand aus. Er wird sich künftig ausschließlich seinem Amt als Vorstandsmitglied der Rheinstahl Bergbau AG widmen und dort zusätzliche Aufgaben übernehmen.

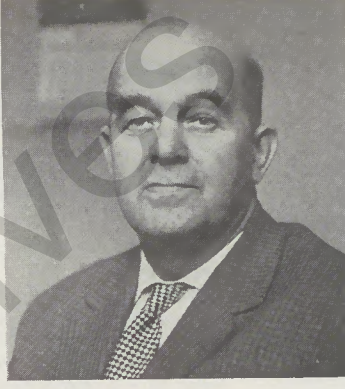
Außerdem wurde Dipl.-Volkswirt Dr. Fritz Ludwig Poth mit Wirkung vom 1. Juli 1962 neu in den Vorstand berufen. Er übernimmt als Arbeitsdirektor das Ressort von Regierungsrat a. D. Fritz Mahn, der Ende 1961 das 65. Lebensjahr vollendete und am 1. Juli in den Ruhestand trat.



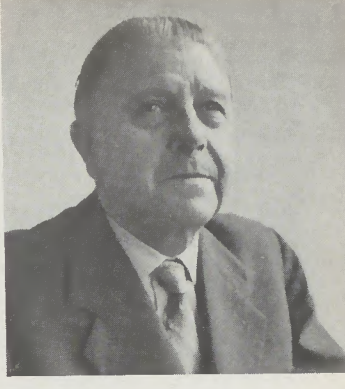
Hans Mund
Abteilungsleiter
(Vorkalk. Preßwerk)
am 2. Juli 1962



Wilhelm Griebner
2. Scherenmann
(Walzwerk)
am 13. Juli 1962



Fritz Kaiser
Meister
(Walzwerk)
am 19. Juli 1962



Paul Stens
Prüftechniker
(Versuchsanstalt)
am 21. Juli 1962

40 Jahre im Dienst

VERWALTUNG

Helene Reich, Sekretärin (Sekretariat Prof. Spolders) am 21. Juni 1962

25 Jahre im Dienst

HENRICHSHÜTTE

Sigmund Durmens, Betriebskalkulator (Fertig. Planung), am 8. Juni 1962

Heinrich Collenberg, stellv. Abteilungsleiter (Verk. Abrechnung), am 14. Juni 1962

Karl Lechner, Meister (Hochofen), am 15. Juni 1962

Josef Horowski, techn. Angestellter (Bearb.-Werkstatt), am 28. Juni 1962

Familiennachrichten

Die Ehe schlossen:

Henrichshütte

Franz-Josef Morek (Vorkalkulation Preßwerk) mit Renate-Christine Thelen am 29. März 1962

Marianne Martenka (Lohngestaltung) mit Rudolf Peter Scheffler am 4. Mai 1962

Alfred Pöthen (Walzwerk) mit Karin Glunz am 4. Mai 1962

Clemens Over (Inst.-Werkstatt I) mit Elsbeth Lieber am 4. Mai 1962

Helmut Packmohr (Stahlwerk) mit Erika Weißbühl am 4. Mai 1962

Heinz Kammann (Eisengießerei) mit Doris Wassermann am 4. Mai 1962

Hans Fischer (Apparatebau) mit Mechthild Hecker am 4. Mai 1962

Günter Przinginski (Betriebswirtschaft) mit Gerda Neumann am 4. Mai 1962

Friedel Schieferstein (Bauabteilung) mit Christa Hitze am 11. Mai 1962

Werner Gerhold (Inst.-Werkstatt I) mit Christa Weinand am 11. Mai 1962

Bernd Knothe (Mech. Werkstatt I) mit Renate Wagner am 11. Mai 1962

Harald Pauly (Hammerwerk) mit Renate Topp am 15. Mai 1962

Gert Weber (Mech. Werkstatt I) mit Rita Trappmann am 17. Mai 1962

Hans-Jürgen Winkler (Kostenabteilung) mit Hanna Stein am 17. Mai 1962

Horst Killmann (Maschinenbau) mit Edith Ksciuk am 18. Mai 1962

Hans Werner Adams (Apparatebau) mit Christa Thomsen am 18. Mai 1962

Karl-Heinz Netz (Walzwerk) mit Christa Busch am 18. Mai 1962

Klaus Schmalofski (Stahlwerk) mit Eva Hill am 18. Mai 1962

Fritz Flemming (Walzwerk) mit Renate Pürschel am 18. Mai 1962

Fritz Jahnke (Hammerwerk) mit Gina von den Berg am 18. Mai 1962

Günter Vorberg, Vorzeichner (Walzwerk), am 7. Juli 1962

Ewald Krunke, 1. Scherenmann (Walzwerk), am 8. Juli 1962

Wilhelm Quernheim, Schleifer (BW-Werkzeugmacherei), am 9. Juli 1962

Georg Schlee, Dreher (Bearb.-Werkstatt I), am 13. Juli 1962

Heinrich Willems, Stopfenmacher (Stahlwerk), am 14. Juli 1962

Max Stein, Hilfsschlosser (Stahlwerk), am 14. Juli 1962

Heinz Krüger, Kranführer (Stahlwerk), am 27. Juli 1962

Anton Terpin, Hammerführer (Hammerwerk), am 28. Juli 1962

Gerd Wiese (Walzwerk) mit Erika Kubowski am 25. Mai 1962

Harald Fierke (Stahlwerk) mit Marlene Vögeding am 25. Mai 1962

Renate Peuster (Verkauf Walzwerk) mit Wilhelm Hündchen am 25. Mai 1962

Winfried Arndt (Lehrwerkstatt) mit Heide Stuhldreier am 28. Mai 1962

Lothar Berger (Werkzeugmacherei) mit Inge Wiegemann am 29. Mai 1962

Herbert Nieswand (Elektrowerkstatt) mit Anneliese Heinkel am 30. Mai 1962

Herbert Killat (Eisengießerei) mit Gerdi Vestweber am 30. Mai 1962

Rolf Buchenau (Stahlwerk) mit Rita Kramer geb. Gabel am 1. Juni 1962

Heinz Vogt (Stahlwerk) mit Margot Schlüsener am 1. Juni 1962

Heinz Dieter Hille (Elektrowerkstatt) mit Elfriede Nowak am 6. Juni 1962

Klaus Wagner (Sauerstoffanlage) mit Christine Suchan am 7. Juni 1962

Klaus Dieter Merke (Hochofen) mit Ingeborg Groeneveld am 7. Juni 1962

Franz Josef Karsties (Modellschreinerei) mit Elfriede Pech am 7. Juni 1962

Marga Kopka (Laboratorium) mit Adolf Rosenthal am 8. Juni 1962

Annener Gusstahlwerk

Joseph Shephard (Fahrer) mit Hannelore Wilkens am 23. Februar 1962

Karl-Heinz Christmann (Zentr.-Bearb.-Werkstatt) mit Margret Elbruda am 23. März 1962

Dieter Lätzsch (Werkzeugmaschinenbau) mit Helga Stoye am 9. März 1962

Otto Stöhr (Apparatebau) mit Lydia Trautmann am 23. März 1962

Rudolf Tonn (Werkschutz) mit Erika Pohlmann (Schriftgutstelle) am 30. März 1962

Karl-Heinz Herröder (Waggonbau) mit Ute Ellmer am 6. April 1962

Dieter Wilke (Apparatebau) mit Edeltraud Leyk am 13. April 1962

Günter Blümel (Kontrolle) mit Brunhilde Leyk am 13. April 1962

ANNENER GUSSTAHLOWERK

Wilhelm Brendel, Terminverfolger (Pumpenbau), am 6. Juni 1962

Erich Bendrin, Schaber (Werkzeugmaschinenbau), am 11. Juni 1962

Wilhelm Zynda, Bohrer (Waggonreparatur), am 18. Juni 1962

Heinrich Böhmer, Pkw-Fahrer (Fahrer), am 26. Juni 1962

PRESSWERKE BRACKWEDE

Erich Ruttlow, Dreher (Betrieb II), am 8. Juni 1962

Walter Linnenkamp, Vorarbeiter (Lehrwerkstatt), am 8. Juni 1962

Brigitte Fricke (Zentral-Arb.-Vorbereitung) mit Rudolf Zastrow am 7. Juni 1962

Erwin Reschke (Apparatebau) mit Ingrid Glinski am 8. Juni 1962

Heini Radtke (Zentr.-Bearbeitungswerkstatt) mit Waltraud Rupp am 8. Juni 1962

Nachwuchs kam an:

Henrichshütte

Wilhelm Knepper (Elektrowerkstatt), Raimond, am 4. Mai 1962

Manfred Kesting (Eisengießerei), Michael, am 4. Mai 1962

Bernd Schulte (Betr.-Wirtschaft), Helga, am 5. Mai 1962

Paul Kook (Inst.-Werkstatt II), Petra, am 5. Mai 1962

Fritz Bolte (Walzwerk), Jürgen, am 9. Mai 1962

Dieter Hesper (Hammerwerk), Frank, am 9. Mai 1962

Waldemar Otto (Apparatebau), Ute, am 10. Mai 1962

Franz Gollatz (Inst.-Werkstatt II), Sabine, am 11. Mai 1962

Franz-Adolf Meißner (Kostenabteilung), Beate, am 12. Mai 1962

Hans Dieter Ebenhöch (Mech. Werkstatt I), Sabine, am 13. Mai 1962

Hermann Josef Winter (Maschinenbau), Heike, am 14. Mai 1962

Dieter Degenhardt (Inst.-Werkstatt I), Bernd, am 15. Mai 1962

Leo Kadziela (Elektrowerkstatt), Leo, am 15. Mai 1962

Heinz Kurzknabe (Bauabteilung), Holger, am 16. Mai 1962

Franz Wippich (Apparatebau), Karin, am 16. Mai 1962

Joseph Schulte (Hammerwerk), Franz Josef, am 17. Mai 1962

Gustav Lorenz (Apparatebau), Hans Jürgen, am 17. Mai 1962

Fredi Durdal (Modellschreinerei), Markus, am 17. Mai 1962

Fred Paries (Vergüterei), Frank, am 17. Mai 1962

Christian Schmidt (Maschinenbetrieb), Christiane, am 17. Mai 1962

Günter Hess (Hammerwerk), Ingo, am 18. Mai 1962

August Brosch (Walzwerk), Frank, am 19. Mai 1962

Friedrich Schwätzer (Kümpelbau), Frank, am 19. Mai 1962

Walter Pistorius (Auftragsbüro), Sabine, am 20. Mai 1962

Karl Heinz Pijahn (Hochofen), Monika, am 21. Mai 1962

Luis Rodriguez-Telles (Walzwerk), Jorge, am 21. Mai 1962

Hans Karweg (Bauabteilung), Hans Peter, am 21. Mai 1962

Eduard Fehrholz (Vergütung), Peter, am 21. Mai 1962
 Arthur Tessmer (Werksbahn), Petra, am 22. Mai 1962
 Wolfgang Hippe (Apparatebau), Jörg, am 22. Mai 1962
 Manfred Seifert (Einsatzbetrieb), Joachim, am 23. Mai 1962
 Manfred Seibeikat (Stahlwerk), Wolfgang, am 23. Mai 1962
 Heinz-J. Nierhaue (Verkauf Walzwerk), Markus, am 24. Mai 1962
 Horst Wilhelm Schmidt (Werkzeugmacherei), Claudia, am 24. Mai 1962
 Willi Schönefeldt (Stahlwerk), Iris, am 25. Mai 1962
 Kurt Brandenburger (Stahlputzerei), Frank, am 25. Mai 1962
 Anton Wagner (Stahlputzerei), Jürgen, am 26. Mai 1962
 Siegfried Clement (Wasser- u. Sauerstoffanlage), Heiko, am 26. Mai 1962
 Kurt Schwittek (Hammerwerk), Andreas, am 26. Mai 1962
 Wolfgang Schneider (Mech. Werkstatt I), Sabine, am 27. Mai 1962
 Franz Günter (Walzwerk), Dirk, am 27. Mai 1962
 Heinz Vogel (Inst.-Werkstatt I), Heiko, am 28. Mai 1962
 Günter Racherbäumer (Elektrowerkstatt), Jörg, am 28. Mai 1962
 Siegfried Kosik (Werkschutz), Siegnine, am 29. Mai 1962
 Otto Frank (Maschinenbau), Petra, am 30. Mai 1962
 Josef Stratmann (Zentralkesselhaus), Peter, am 31. Mai 1962

Annener Gussstahlwerk

Karl-Heinz Schude (Werkzeugmaschinenbau), Susanne, am 27. März 1962
 Manfred Dombrowka (Waggonbau), Jörg, am 2. April 1962
 Helmut Lindemann (Elektrowerkstatt), Petra, am 5. April 1962
 Heinz Förste (Apparatebau), Uwe, am 8. April 1962
 Johann Gutray (Zentr.-Bearb.-Werkstatt), Heike, am 12. April 1962
 Lothar Schneidmesser (Apparatebau), Peter, am 13. April 1962
 Werner Kiehm (Werkzeugmaschinenbau), Matthias, am 14. April 1962
 Klaus Michaelis (Kontrolle), Monika, am 26. April 1962
 Walter Marzi (ZA), Gudrun, am 26. April 1962
 Heinz Kwiatek (Elektrowerkstatt), Betina, am 28. April 1962
 Erhard Kunz (Apparatebau), Detlef, am 29. April 1962
 Horst Walter (Apparatebau), Birgit, am 3. Mai 1962
 Horst Hagedorn (Apparatebau), Erika-Ella, am 3. Mai 1962
 Hans-Carl Claasen (WM-Bau-Montage), Anke, am 7. Mai 1962
 Juan Muñoz-Blaise (Pumpenbau), Francisco Dionisio, am 12. Mai 1962
 Günter Bünemann (Zentr.-Arb.-Vorb.), Michael, am 13. Mai 1962
 Willi Lipp (Konstr. WMB), Peter, am 20. Mai 1962
 Klaus Nawroth (Apparatebau), Rosemarie, am 27. Mai 1962

Presswerke Brackwede

Siegfried Enskat (Betrieb II), Barbara, am 8. Mai 1962
 Herbert Funk (Kostenabteilung), Sabine, am 9. Mai 1962
 Emil Steinbeck (Lohnbüro), Ralf, am 15. Mai 1962
 Wilfried Deppe (Werkzeugbau), Marion, am 15. Mai 1962
 Hans Fischer (Betrieb II), Birgit, am 17. Mai 1962
 Herbert Kuznik (Verwaltung), Manfred, am 21. Mai 1962
 Ernst Kroll (Betrieb II), Christian, am 22. Mai 1962
 Ulrich Kless (Betrieb II), Monika, am 23. Mai 1962
 Heinz Pohl (Verkauf), Karsten, am 25. Mai 1962

Henrichshütte

Elternsprechtag in der Lehrwerkstatt

Eine möglichst enge Beziehung zwischen Elternhaus und Lehrherr ist wichtig. Das beweist sich alle Jahre erneut, wenn der Ausbildungsleiter der Hütte die Eltern des jüngsten Lehrlingsjahrgangs zu einer Aussprache bittet. Das Ende der Lehrlingsprobezeit ist hierfür immer der gegebene Anlaß.

99 der 108 zum Ostertermin 1962 eingestellten gewerblichen Lehrlingsanwärter der Henrichshütte konnten nach Ablauf der dreimonatigen Probezeit ins Lehrlingsverhältnis übernommen werden. Ausbildungsleiter Dörner lud zum 4. und 5. Juli die Eltern des jüngsten Lehrlingsjahrgangs zu Kaffee und Kuchen ein. Etwa 150 Väter und Mütter nahmen diese Gelegenheit wahr, die Ausbilder über die bisherigen Leistungen – aber auch Mankos – ihrer Sprößlinge zu befragen. Besonders die stets besorgten Mütter besichtigten mit großem Interesse die Lehrwerkstatt. In einer kurzen Ansprache wies Ausbildungsleiter Dörner die Eltern u. a. auf ihre Aufsichts- und Erziehungspflichten hin, die ihnen keinesfalls von der Hütte abgenommen werden könnten. Elternhaus, Lehrwerkstatt und Berufsschule müßten sich in diese Pflichten teilen.

BKK Henrichshütte

Bekanntmachung des Wahlausschusses

Nachdem die Organe in ihrer ersten Sitzung die Vorsitzenden und stellvertretenden Vorsitzenden gewählt haben, geben wir nachstehend gemäß § 45 Abs. 2 der Wahlordnung die endgültigen Wahlergebnisse bekannt.

Vertreterversammlung

Vorsitzender:

Peter Hemb, geb. 3. 10. 1909, Betriebsratsvorsitzender

stellvertretender Vorsitzender:

Walter Franzen, geb. 3. 10. 1921, Prokurist

Mitglieder: Nr. 1 bis 24; Vertreter: a) = 1. Stellvertreter, b) = 2. Stellvertreter

- Peter Hemb, geb. 3. 10. 1909, Betriebsratsvorsitzender
 a) Bruno Krüger, geb. 29. 11. 1912, Werkmeister
 b) Walter Musolf, geb. 15. 12. 1921, Verwieger
- Paul Ohm, geb. 1. 3. 1921, 1. Hintermann
 a) Heinrich Wegemann, geb. 10. 11. 1901, Kauwärter
 b) Heinz Horstmann, geb. 5. 7. 1923, Kranfahrer
- Friedrich Obermeier, geb. 30. 5. 1911, Kolonnenführer
 a) Albert Staudt, geb. 23. 4. 1916, Vorarbeiter
 b) Paul Stefaniak, geb. 27. 3. 1901, Baufeger
- Julius Nieland, geb. 30. 7. 1902, Vorarbeiter
 a) Karl-Heinz Gerlitz, geb. 1. 4. 1920, Vorarbeiter
 b) Karl-Heinz Prischmann, geb. 16. 12. 1928, Techniker
- Heinrich Witte, geb. 17. 1. 1913, Ofenmann
 a) Ernst aus dem Siepen, geb. 11. 11. 1907, Kolonnenführer
 b) Karl-Heinz Wenner, geb. 22. 1. 1925, Ofenmann
- Paul Jablonski, geb. 28. 7. 1920, Modellschreiner
 a) Emil Möller, geb. 28. 3. 1925, Former
 b) Karl Taschner, geb. 24. 5. 1920, Dreher
- Karl-Heinz Meier, geb. 20. 12. 1923, Schweißer
 a) Günter Achenbach, geb. 6. 8. 1925, Dreher
 b) Fritz Knirsch, geb. 14. 9. 1911, Fräser
- Wilhelm Bering, geb. 28. 3. 1914, Vorarbeiter
 a) August Balke, geb. 10. 1. 1911, Werkmeister
 b) August Holzapfel, geb. 23. 3. 1914, Haubenmacher
- Heinrich Becker, geb. 7. 1. 1901, Einsatz-Kranführer
 a) Horst Fulsche, geb. 16. 7. 1927, Kokillenprüfer
 b) Eugen Menz, geb. 6. 12. 1901, Schlosser
- Johann Machatschek, geb. 8. 5. 1930, Zuschläger
 a) Heinz Lorenz, geb. 7. 5. 1921, 2. Anzeichner
 b) Hans Dellenberg, geb. 21. 11. 1921, Former
- Herta Lorberg, geb. 20. 1. 1920, kaufm. Angestellte
 a) Marta Trabit, geb. 4. 6. 1910, Bofin
 b) Heinz Herrmann, geb. 9. 6. 1929, Dreher
- Erich Abromeit, geb. 3. 12. 1905, Vorkalkulator
 a) Erich Runte, geb. 14. 3. 1911, Techniker
 b) Erich Klein, geb. 24. 3. 1907, kaufm. Angestellter
- Heinrich Tripp, geb. 3. 3. 1904, Modellschreiner
 a) Walter Haas, geb. 23. 7. 1914, Former
 b) Helmut Scherpel, geb. 3. 4. 1929, Dreher
- Walter Fronhof, geb. 23. 9. 1911, techn. Angestellter
 a) Cornelius Mohr, geb. 16. 3. 1897, Schlosser
 b) Johann Maierhofer, geb. 28. 11. 1897, Vorarbeiter
- Willi Koch, geb. 25. 7. 1921, Härter
 a) Ernst Schäfer, geb. 6. 4. 1930, Schlosser
 b) Walter Vohwinkel, geb. 15. 11. 1930, Former
- Leo Heisig, geb. 31. 7. 1914, Stoffwärter
 a) Heinrich Arnscheid, geb. 11. 10. 1910, Schlosser
 b) Hans Wich, geb. 6. 4. 1931, Laborwerker

- Wilhelm Brasch, geb. 8. 11. 1901, Former
 a) Erich Thie, geb. 11. 5. 1923, Vorarbeiter
 b) Erich Achenbach, geb. 7. 3. 1905, Revisor
- Berndt Schulte, geb. 2. 3. 1921, techn. Angestellter
 a) Engelbert Meidinger, geb. 23. 5. 1923, Kalkulator
 b) Walter Krall, geb. 24. 9. 1921, kaufm. Angestellter
- Johann Peuster, geb. 19. 1. 1907, Spulenwickler
 a) Gerd Wolff, geb. 16. 6. 1930, Zeitnehmer
 b) Joachim Schürmann, geb. 19. 6. 1923, Elektromechaniker
- Theodor Pöhl, geb. 4. 8. 1910, Hobler
 a) Wilhelm Otto, geb. 23. 6. 1904, Vorarbeiter
 b) Franz Bahn, geb. 16. 12. 1923, Dreher
- Karl Müller, geb. 21. 6. 1907, Schlosser
 a) Günter Schimpf, geb. 21. 4. 1924, Brenner
 b) Werner Schaub, geb. 30. 5. 1935, Former
- Hermann Wesener, geb. 25. 7. 1906, Vorarbeiter
 a) Erich Kunde, geb. 22. 1. 1920, Werkmeister
 b) Wilhelm Koch, geb. 2. 11. 1902, Lehrlings-Ausbilder
- Waldemar Kratz, geb. 15. 9. 1908, Brandmeister
 a) Erich Nolte, geb. 24. 4. 1916, Registrator
 b) Karl-Heinz Tischer, geb. 30. 3. 1927, Lkw-Fahrer
- Rudolf Burkert, geb. 29. 8. 1927, Schleudergießer
 a) Alois Schaffhausen, geb. 8. 7. 1910, Verlader
 b) Georg Müller, geb. 28. 5. 1913, Schlosser

Vorstand

Vorsitzender:

Walter Franzen, geb. 3. 10. 1921, Prokurist

stellvertretender Vorsitzender:

Alfons Unteregge, geb. 13. 2. 1913, kaufm. Angestellter

Mitglieder: Nr. 1 bis 8; Vertreter: a) = 1. Stellvertreter, b) = 2. Stellvertreter

- Eberhard Kuhn, geb. 9. 6. 1928, Schlosser
 a) Paul Schlangmann, geb. 24. 6. 1911, kaufm. Angestellter
 b) Paul Claes, geb. 1. 12. 1924, Gruppenleiter
- Wilhelm Rautenberg, geb. 28. 6. 1908, Terminalsachbearbeiter
 a) Otto Dörner, geb. 21. 6. 1904, techn. Angestellter
 b) Paul Woboda, geb. 14. 9. 1907, Rechnungsführer
- Grete Weinhard, geb. 23. 2. 1905, kaufm. Angestellte
 a) Ilse Schürmann, geb. 19. 2. 1931, kaufm. Angestellte
 b) Hildegard Tominsky, geb. 27. 9. 1923, kaufm. Angestellte
- Wilhelm Brückner, geb. 24. 6. 1908, Lokführer
 a) Fritz Westen, geb. 25. 11. 1921, Dreher
 b) Werner Kleine-Brüggeney, geb. 2. 12. 1926, Schlosser
- Paul Wolf, geb. 25. 1. 1920, Vorarbeiter
 a) Erwin Steinbrink, geb. 4. 8. 1902, Vorarbeiter
 b) Fritz Himmelmann, geb. 14. 6. 1920, Elektriker
- Alfons Unteregge, geb. 13. 2. 1913, kaufm. Angestellter
 a) Karl-Heinz Bosselmann, geb. 8. 7. 1926, kaufm. Angestellter
 b) Erich Neumann, geb. 14. 10. 1907, Kalkulator
- Karl-Heinz Hübner, geb. 10. 8. 1926, Schlosser
 a) Heinz Niedereichholz, geb. 6. 4. 1928, Schlosser
 b) Josef Romanski, geb. 20. 2. 1914, Betriebskalkulator
- Paul Köhler, geb. 6. 10. 1904, Terminalsachbearbeiter
 a) Karl Wimmers, geb. 12. 6. 1904, Kontrolleur
 b) Christian Hess, geb. 26. 3. 1927, Schlosser

Hattingen (Ruhr), den 8. Juni 1962

Der Wahlausschuß:

Henkel
Vorsitzender

Müller
Beisitzer

Groß
Beisitzer





Urlaubszeit – Reisezeit



FALSCH



RICHTIG

Vornehmster Wunsch des Touristen ist es, nicht als solcher erkannt zu werden. Während der Herr links durch konservative Reiseausrüstung vorzeitig sein Inkognito preisgibt, hat sich der Herr rechts ebenso unauffällig wie geschickt der landesüblichen Kleidung angepaßt.

Auf Wein, Weib und Gesang haben Sie bei Pauschalreisen in den Süden unseres Kontinents bekanntlich ein Anrecht. Sollten Sie dennoch auf Schwierigkeiten stoßen, rettet ein derbes Scherzwort mit Sicherheit den erwünschten Frohsinn.



▲ Auf Höhepunkten der Reise, wo man erfahrungsgemäß stets einige Landsleute finden wird, sollte man in dankbarer Freude mit einem Liede des Vaterlandes gedenken. Vorschlag: „Warum ist es am Rhein so schön...“



Häufig führt schamloses Umherstarren zu Differenzen mit der Bevölkerung. Man besinne sich auf seine Rolle als Gast und halte den Blick stets bescheiden in den Sucher des Photoapparates gesenkt.



Ruhrstahl-Bildchronik



Neue Großwaschkäue auf der Hütte: In diesen Wochen wurde eine neue Großwaschkäue auf der Henrichshütte ihrer Bestimmung übergeben. Eingezogen sind bereits die Mitarbeiter der Elektrowerkstatt, der Wärmestelle und der Instandsetzungswerkstatt I. Lediglich die 87 Mitarbeiter der Instandsetzungswerkstatt II nehmen noch mit ihren alten Wasch- und Umkleieräumen vorlieb. Der Grund: ihnen ist der Weg von der neuen Waschkäue (hinter der alten Torwaage) zu ihrem Betrieb (hinter der Gaszentrale) zu weit. Die neue Käue, die mit 15 Kauenwärtinnen besetzt werden soll, weist im Erdgeschoß 270 Spinde auf, und in den beiden oberen Stockwerken je 352.



Stahlwerker diskutierten „Stahlnovelle“: In zwei Belegschaftsversammlungen diskutierten am 29. Juni die Mitarbeiter des Stahlwerks die Auswirkungen der „Verordnung über Ausnahmen vom Verbot der Beschäftigung von Arbeitnehmern an Sonn- und Feiertagen in der Eisen- und Stahlindustrie“, kurz „Stahlnovelle“ genannt, die am 1. Juli in Kraft trat. Im Rahmen der Diskussion zu einer Stellungnahme aufgefordert, referierte der Assistent des Arbeitsdirektors, Dr. Albaum, über das Gesetz, seine Bedeutung und über die vergeblichen Bemühungen von Vorstand, Werksleitung und Betriebsrat, einen für die Hütte und die Stahlwerker gleichermaßen akzeptablen Schichtplan zu entwickeln, der sowohl der ministeriellen Forderung nach 26 arbeitsfreien Sonntagen gerecht wird, andererseits aber eine Aufrechterhaltung der gegenwärtigen Produktion sicherstellt.



Schutzbehelmete „Bundesschützer“: Am 3. und 6. Juli besichtigten je 75 Fahnenjunker der Bundeswehr-Heeresoffizierschule 1, Hannover, unter Führung von Oberstlt. Burmester bzw. Oberstlt. v. Lucke die Henrichshütte. Als „Bärenführer“ fungierten die Betriebsassistenten Dr. Weidenmüller, Ruhrmann, Voß, Böse und Reimers. Ihr Urteil: Die Offiziersanwärter waren ungewöhnlich interessiert. – Am 19. Juni besuchte eine Studentengruppe der englischen Universität Cambridge das Werk; Prof. Mandel, TH Aachen, war am 22. Juni mit 35 Studenten da; am 27. Juni waren 33 asiatische und afrikanische Studenten – vermittelt vom Goethe-Institut Schwelm – und am 29. Juni 60 Mitglieder des Elektrotechnischen Vereins im VDEh Gäste der Hütte. Fast jeder Tag ist für die Hütte ein „Tag der offenen Tür“.



Was andere nicht mehr haben wollen...

Erstaunlichstes Beispiel für die grundverschiedenen Vorstellungen, die Menschen über die Brauchbarkeit von Gegenständen haben, sind die „Flohmärkte“. Hier werden Dinge verkauft, die irgendwo als überzählig oder unbrauchbar ausrangiert worden sind. Bewundernswert ist allerdings der Optimismus der Händler: es gibt für sie offenbar kaum einen Gegenstand, der so unbrauchbar wäre, daß sie nicht doch hofften, bei irgendeinem Käufer ein Bedürfnis zu seinem Erwerb zu wecken. Und siehe da: Seit Jahrhunderten gehen die Spekulationen der „Flohmarkt“-Händler auf.

Foto: Ahlborn